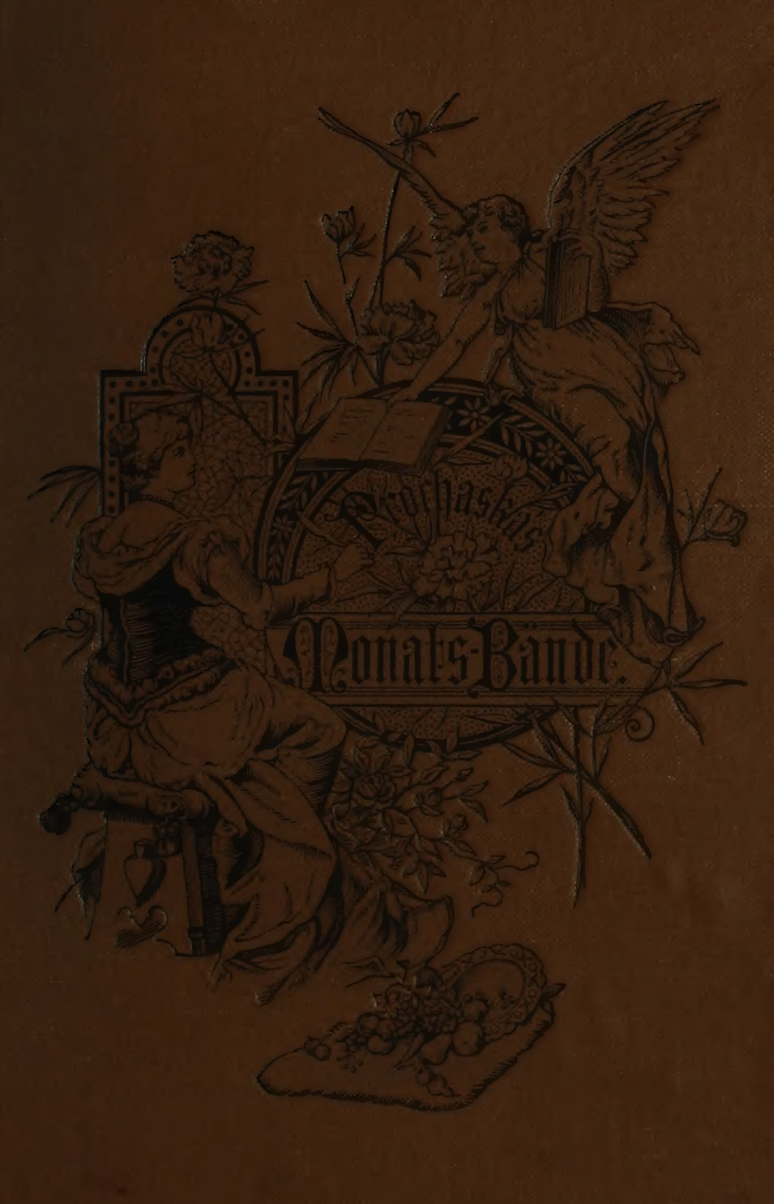

Monats-Bände.







Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.



Aus dem Roman »Auf der Schwelle«

Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Dritter Jahrgang.



VII. Band.

Wien, Leipzig, Teschen.
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.



Alle Rechte für den ganzen Inhalt vorbehalten.



Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis (C. Ed. Klopfer).

(Schluß.)

Am selben Tage als sich Mr. John Lawrence Hobnail ernstlich auf sein Ableben vorbereitete, erhob sich Sauser da draußen in der Heilanstalt von seinem Krankenlager. Mit einem Gesicht, als sähe er die Welt zum erstenmale, trat er an das heute von der Gardine befreite Fenster seiner Stube und sah in den kleinen Garten hinaus, der das Sanatorium umgab.

„Der Schnee ist schon weggeschmolzen!" rief er fröhlich aus und wandte sich nach dem hinter ihm stehenden Arzt um.

„Ja," antwortete dieser lächelnd, „und wenn sich der erste Lenzkeim in diesen Zweigen regt, dürfen Sie auch wieder diese Räume verlassen. Gott sei Dank! Vor drei Wochen verzweifelte ich an Ihrer Genesung."

In diesem Augenblick traten Buerstenbinder und Lehmann ein. Sie begrüßten den Freund mit lautem Hurrah. Gleichwohl bemerkte Hans eine schwere Wolke auf Michaels Stirne.

„Was gibt's?“ fragte er, den Bildhauer an den breiten Schultern fassend. „Kommt dir der Freudenruf nicht vom Herzen?“

„Kindischer Junge!“ entgegnete Buerstenbinder, sich mit abgekehrtem Blick losmachend. „Darauf brauch ich dir doch nicht zu antworten. — Wie fühlst du dich?“

„Wie neugeboren — und das buchstäblich! Kinder, mir scheint, bei mir hat's ordentlich gerappelt, wie? Na, seht mich nicht so erschrocken an, jetzt ist's da oben schon wieder in Ordnung! Wißt ihr, daß ich mich versucht fühlen könnte, hellauf zu lachen über meinen Sparren? Ja, sperrt nur die Augen auf! Ich weiß, ich war ein ausgemachter Narr — und nicht erst in dem Moment, wo ich außer Rand und Band gerieth. Nein, ich glaube, das war gerade der Anfang meiner Heilung, die drastische Krisis, mit der ich alles Ungesunde aus mir herausstieß. — Diese Melitta....“

„Um Gottes willen!“ riefen die beiden Freunde gleichzeitig und näherten sich ihm mit beschwörenden Geberden. Sauser sah sie verwundert, mit ruhigem Lächeln an.

„Was habt ihr denn? — Ach so? Ihr glaubt — ich dürfe nicht an sie denken, ohne Gefahr — eines Rückfalls? — Hahaha! Nein, nein, verlaßt euch darauf, jetzt spiele ich mit dem Gedanken, wie diese Hexe mit mir gespielt hat. Mein armer Kopf schnappte nur über, weil er sich nicht so rasch — in die Wahrheit hineinfinden konnte. Aber jetzt sitzt er fest. Der dumme Traum ist endgiltig vorbei!“ Er sog mit einem tiefen Athemzuge die Luft ein. „Und jetzt bringt mir meine Arbeiten, meinen Meißel, Gyps und Stein — ich will Beschäftigung haben!“

„Bravo!“ riefen die Freunde fröhlich. Aber dann sahen sie doch den Doctor an, als wollten sie fragen, ob das gestattet werden könne. Der nickte zustimmend.

„Ihr komischen Kerle,“ lachte Sauser, „was könnte es denn jetzt Besseres für mich geben als Arbeit? — Ah, wartet! ich freue mich schon darauf, euch meine Sachen zu

zeigen; ihr habt sie ja noch gar nicht gesehen. Sie liegen noch auf der Bahn. Schafft sie mir nur so schnell als möglich herbei, ich bitte euch inständigst!"



„Gut, es wird dich so lange zerstreuen, bis du wieder völlig beisammen bist, mit mir zu reisen!" sagte Lehmann. „He, willst du denn nicht? Die Herren Doctoren meinen ja auch, es wär' dir gut, Luftveränderung und Sceneriewechsel zu genießen. Ich hab' schon Alles vorbereitet — wie du das Haus verlassen kannst, begleite ich dich nach Italien."

„Nein, daraus kann nichts werden. Ich bleibe hier und — arbeite!" Hans blickte dem Arzt nach, der eben das Zimmer verließ. Als die Thür hinter demselben zugefallen war, ergriff er die Hände der Freunde und zog diese an's Fenster. „Hört einmal! Es drängt mich, euch in mein neues Herz schauen zu lassen. Wißt ihr, was mich eigentlich so rasch geheilt hat? Ein Ideal — das wahre Ideal, das jenes Phantom, jenes After-Ideal verscheuchte. Und denkt euch nur — das ist nicht erst neulich gekommen — es war schon da, es saß schon da drinnen, als ich davonging, mich am X.-schen Hofe — curiren zu lassen. Es war freilich eine

gefährliche Operation, eine Radicalcur auf Leben und Tod — ich weiß, ich hätte sie nicht überstanden ohne den Magus — nun, ihr wißt vielleicht, wen ich darunter verstehe. Und ich eigensinniger Narr hab' mich damals so energisch dagegen gesträubt! Es schien mir Verbrechen an dem — Irrwisch, den ich damals noch als meine Oriflamme anbetete. Ist das nicht komisch? Und deshalb wollt' ich auch das Haus dieses Engländers, Mr. Hobnail's, nicht mehr betreten, deshalb hatt' ich's so eilig, mit Wasserlehmann abzureisen. — Aber, alle Wetter! was hast du denn?"

Diese letzte Frage galt Buerstenbinder, der sich mit einem schweren Seufzer umgedreht hatte und die Stirn an's Fensterkreuz gestemmt, in den Garten hinausstierte. Er wandte sich auch nicht um, als er antwortete.

„Ich? Na ich — ich denke nur allerlei. Vielleicht thust du doch gut, mein Junge, dich nicht gleich wieder — in ein anderes Extrem hineinzuhetzen. Die Launen — eines Kindes sind oft noch weniger zu berechnen als die einer Lebedame."

„Wie deute ich diesen orakelhaften Spruch, du alter Unglücksprofet?" Damit nahm Sauser den Freund am Ohr und zwang ihn, ihm ins Gesicht zu sehen. „Wen meinst du denn mit dem launenhaften Kinde? Ich dächte doch, Fräulein von Perneck dürfe doch nicht mehr so genannt werden, weniger ihren Jahren, als ihrem starken, ausgereiften Geiste nach. Du, diesmal hättest du mit deiner Warnung doch unrecht, alter Weiberfeind!"

„Renate?" fragte der Andere sehr kurz und sah ihn von unten herauf, halb ungläubig, an.

„Hast du denn das nicht gemerkt? Aber ja, ja! Wie ist mir denn? Du — hahaha?" und Hans beugte sich lachend zu seinem Ohr herab. „Mir scheint, dir war schon — um dein Lotosblümchen bange?"

Michael wechselte die Farbe und zerrte an seinem Schnurrbart. „Ach Unsinn! Um Edith bange! Um dich

wäre ich's, wenn — na, lassen wir das. Ich bin nur froh, daß du eine so gescheite Wahl getroffen hast. — Aber da seh' mir Einer diesen eingefleischten Don Juan an! Die Liebe bringt ihn bis auf den Tod — und das Erste, womit er die Beine aus dem Bette streckt, ist — wieder eine kleine Herzentzündung! Na, wohl bekomm's! Jetzt mache du nur mit dem ganzen Feuer deiner „„Neugeborenheit"" bei Fräulein von Perneck deinen Antrag! Oder soll ich dein Fürsprecher sein? Du brauchst mir nur ein Wort zu sagen."

„Nein, danke! Das besorg' ich schon selber — bei passender Gelegenheit. — Jetzt schafft mir nur zu arbeiten, zu arbeiten! Ich fühle einen Michel Angelo in meinen Fingern! Die Schaffenslust, die ich aus meinem Fegefeuer mitgebracht habe, verzehrt mich sonst!"

„Dem Burschen kann geholfen werden!" citirte Wasserlehmann. „Komm', Buerstenmichel! Thun wir ihm den Gefallen! Ich bin schon sehr begierig, die Zeugen einer Unsterblichkeit zu besichtigen!" — — — — —

Wenige Tage später saß Sauser auch wirklich schon bei seiner Arbeit. Die Aerzte freuten sich seiner Schaffenslust als eines guten Zeichens und begrüßten die Rückkehr zu seiner Kunst als ein treffliches Mittel zu geistiger Zerstreuung und körperlicher Bewegung. Er zeigte den Freunden alle seine Sculpturen, nur eine nicht, wenigstens vorläufig noch nicht; es war die Gruppe „der Künstler und die Muse." So oft Jemand bei ihm eintrat, deckte er Tücher darüber. Sonst arbeitete er den ganzen Tag daran — es war eigentlich eine Umarbeitung. Mit gottbegnadetem Meißel folgte er der ihm vorschwebenden Idee. An dem Körper der „Muse" brauchte er nicht viel zu ändern, aber auch den steinernen Gesichtszügen wußte er durch verhältnißmäßig wenige Correcturen den Charakter zu geben, in welchem jetzt das Original vor ihm lebte. Jetzt lag etwas Grausames, Furchtbares in den Linien

dieses Marmorantlitzes. Es brauchte nicht mehr der veränderten Inschrift auf dem Sockel, um sofort errathen zu lassen, was diese Gruppe jetzt darstellte — „den Künstler und den Dämon.“....

In diesen Tagen sprach Renate wieder einmal bei dem Reconvalescenten vor. Hobnail hatte sie darum gebeten und sie gehorchte nicht ganz willig.

Sauser begrüßte die Langentbehrte wie einen ihm vom Himmel gesandten Engel. Heute war er zum erstenmale mit ihr allein. Daß es lediglich immer der Auftrag Hobnail's gewesen war, der sie zu ihm geführt, wußte er nicht. Und er hatte wohl auch guten Grund, die Theilnahme, die er in ihrem dunklen seelenvollen Auge gelesen hatte, auf ihr Privatconto zu setzen.

Renate konnte nicht sprechen, als sie die strahlende Miene des jungen Künstlers erblickte, welche keinen Zweifel mehr darüber ließ, was sein Herz bewegte. Eine brennende Röthe, die im nächsten Augenblick einer beängstigenden Blässe wich, bedeckte ihr Gesicht, als er ihre Hand an seine Lippen zog.

„Habe ich Sie erschreckt, mein Fräulein?“ stammelte er. „Vergeben Sie mir!“

Sie machte sich los und trat zaghaft einige Schritte zurück. Es kostete sie ihre ganze Willenskraft, ihm nach mehreren Secunden mit leiser aber ziemlich fester Stimme zu erwidern. „Lassen Sie mich gehen — Herr Sauser! Ich fürchte —“

„Was?“ — Jetzt war auch er bleich geworden. Er trat ihr näher. Sie war bereits wieder im Vollbesitze ihrer moralischen Stärke.

„Daß ich ein — unglückliches Amt übernahm, indem ich Mr. Hobnail's Botin wurde — Nein, ich bitte Sie!“ setzte sie rasch, fast heftig hinzu, wieder zurückweichend. „Fordern Sie keine Erklärung! — Ich will gehen — um nicht wiederzukommen. — Meine Nähe scheint auch kaum

geeignet, den Fortschritt Ihrer Genesung zu befördern. — Leben Sie wohl!“

Er ließ sie gehen — bis zur Thür. Als sie die Hand schon auf die Klinke legte, da sprang er auf sie zu, bezwang sich aber sofort, da er sie entsetzt zusammenzucken sah. Sie mußte wohl glauben — der Wahnsinn habe ihn auf's Neue erfaßt. Er schluckte mehrmals und fuhr sich über das Gesicht.

„Ich bin schon ruhig — Sie sehen ja!“ sagte er dann gepreßt. „Mein Fräulein — Sie kennen genug von meiner jüngsten Vergangenheit, um mir zu verzeihen, wenn ich — wenn ich mir eine vielleicht sehr sonderbare, ja kühne Frage erlauben möchte — sie erklärt sich durch die eigenthümliche Situation, in der wir uns einander gegenüber befinden. — Ich frage Sie also — habe ich geträumt, war es eine Fiebervision, als ich in dem Blick, der auf dem Kranken ruhte, — den Stern aufflammen sah, der mir neue Hoffnung und neuen Glauben einflößte?“

Sie schloß für einen Moment die Augenlider, ehe sie antwortete. „Ich will ehrlich sein, Herr Sauser, denn ich fühle, daß Sie ein Recht zu Ihrer Frage haben. Ja denn, ich schätze Sie sehr hoch — mehr noch — denn... Doch nein, nein, ich kann Ihnen weiter nichts sagen! Ich beschwöre Sie, erlassen Sie mir weitere Worte! Sehen Sie denn nicht, wie furchtbar weh Sie mir thun?“

Sie lehnte sich, die Hand vor den Augen, an die Thür, als drohten sie die Kräfte zu verlassen. Er stützte sie. Und wie so sein Arm ihren herrlichen Körper umschlang, da durchströmte ihn die Wärme ihres Blutes, der Hauch ihres Mundes mit einer berauschenden Wonne. Er preßte sie an sich — und da berührten sich ihre Lippen mit einem glühenden Kusse. In der nächsten Secunde stieß sie ihn mit einem leisen Schrei zurück. Als er das geblendete Auge wieder zu erheben wagte — war sie schon fort....

Fünf Minuten später trat Buerstenbinder ein. Ein schlaues Lächeln lag auf seinem Gesicht.

„Nun, wie ist's? Schon in Ordnung?"

„Wieso? Was meinst du?" fragte Hans zerstreut.

„Verstelle dich nicht! Ich habe Renate soeben in den Wagen steigen sehen — glühend wie eine Pfingstrose. Ihr habt euch wohl schon ausgesprochen?"

„Erst kaum zur Hälfte." — Sauser ging im Zimmer umher, bald hier, bald dort sich mit einem Gegenstand beschäftigend. Plötzlich dreht er sich zu dem Freund um. „Du — die Weiber — sie sind doch alle durchaus — Räthsel!"

„Eine uralte Behauptung! Mag schon was Wahres daran sein!" erwiderte Buerstenbinder nachdenklich.

Neunzehntes Capitel.

Bruno von Perneck traf schon seit einer Woche alle Vorbereitungen zu einer Uebersiedelung nach Amerika. Gerade das freundschaftliche Entgegenkommen seitens der einstigen Freunde und Kameraden war es, was ihn von seinem ursprünglichen Entschluß, sich in der Heimat die neue Existenz zu gründen, abbrachte. Er fühlte sich geradezu beengt durch ein Wohlwollen, das er nicht zu verdienen glaubte.

Renate hatte Bruder und Schwägerin in dieser Woche nicht gesehen. Sie konnte jetzt das Haus Hobnail's nicht mehr verlassen, denn nach den Eröffnungen des Medicinalraths Tischbein war das Ableben des Hausherrn von Tag zu Tag zu erwarten. Sie und Edith kamen fast nicht mehr aus dem Krankenzimmer.

An einem trüben Märzmorgen — die beiden Frauen saßen, abgespannt von der Nachtwache, neben dem Bette

Hobnail's — da legte der erwachende Kranke, der die letzten Tage meist im Delirium verbracht hatte, plötzlich die fiebernde Hand auf Renate's Arm. Sie schrak zusammen. Dann beugte sie sich zu seinem Munde nieder, denn aus seinem unruhigen Blick errieth sie, daß er sprechen wolle.

„Es ist da!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Ihr habt noch heute einen — Todten im Hause.“

Sie wollte ihn beruhigen, aber eine ungeduldige Bewegung seiner Hand hielt sie ab, ihn zu unterbrechen.

„Ich habe — keine Zeit mehr. Schicken Sie — nach meinen Freunden — nach Buerstenbinder...“

Er hustete und mußte auf einige Secunden absetzen. Sie errieth, was für ein Name noch kommen sollte.

„... und nach Hans — nach Herrn Sauser... Ich will sie sehen ... ich lasse sie bitten, sagen Sie...“

Ein neuer heftiger Hustenanfall erstickte, was er noch hatte sagen wollen. Während Edith auf einen Wink der Freundin herzutrat und dem Vater die Kissen aufrüttelte, um ihm eine bequemere Lage zu geben, war Renate schon an der Thür, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Fred und Hannibal wurden ausgesandt, Dr. Tischbein, Buerstenbinder und Sauser herbeizuholen. Fest und klar nannte sie dem Diener auch den letzten Namen, aber ihr Herz pochte dabei, daß sie es bis in die Kehle hinauf spürte....

Sauser war noch rascher hergestellt, als es die Aerzte erhofft hatten. Er wohnte bereits seit drei Tagen in dem Quartier, das Buerstenbinder und Lehmann für ihn gemiethet. Der quecksilberne Maler hatte wirklich vierundzwanzig Stunden nach dem Austritt Sauser's aus dem Sanatorium Berlin verlassen, zu einer abermaligen Reise nach Italien, zu welcher ihm Hans seine Begleitung verweigerte, trotzdem ihm seine Aerzte dieselbe als sehr heilbringend empfahlen. Der junge Bildhauer hatte immer

wieder die Lust nach ununterbrochener Arbeit vorgeschützt. Und thatsächlich entwickelte er einen Eifer, der Michael nachgerade zu ängstigen begann. Den Tod seines Vaters hatte man ihm erst am letzten Tage seines Aufenthaltes in der Heilanstalt mitgetheilt. Es hatte ihn tief getroffen, besonders die grausige Art, durch welche der König von Buchenried sein Leben eingebüßt. Ein schwacher Trost blieb ihm darin, daß der Vater wahrscheinlich nicht im alten erbitterten Groll dahingegangen war. Buerstenbinder erzählte, was aus dem Bericht von Mathias Sauser's Kutscher zu entnehmen gewesen, nämlich daß der Großbauer eben durch das Gerücht, sein kranker Sohn befinde sich im Buchenrieder Schlößchen, zu der Fahrt veranlaßt worden sei, welche seine letzte sein sollte. So war ja doch anzunehmen, daß sein Herz noch in letzter Stunde, schon vom Todesengel geweiht, in milderen Regungen gegen sein einziges Kind aufgewallt sei....

Buerstenbinder und Hans trafen fast zur selben Secunde in dem Trauerhaus in der Potsdamerstraße ein. Im Corridor vor den Zimmern des Engländers reichten sie sich schweigend die Hände. Sie gingen Beide peinvollen Minuten entgegen; nicht nur, daß es ein Sterbender war, bei welchem sie sich zusammenfanden — es stand ja Jedem noch eine Begegnung bevor, welche Ihnen bange machte und doch auch wieder ein Gran geheimer Wonne in ihre Wemuth mischte.

Als die Künstler das Krankenzimmer betraten, schlug Hobnail, an dem nur noch die röchelnde Brust Leben verrathen hatte, weit die Augen auf. Renate und Edith traten hinter die Gardine zu Füßen des riesigen Himmelbettes. Dort schmiegten sie sich innig aneinander, als suche Eins bei dem Andern Schutz. Dr. Tischbein und der Pastor, welcher seit einer Stunde der feierlichsten Seite seines Berufes gewaltet, machten den beiden Neuangekommenen Platz, da der Sterbende denselben mit rührendem

Verlangen die Arme entgegenstreckte. Sie kamen zugleich an das Lager, bald einander, bald den Armen verlegen ansehend.

„Erst dieser!“ keuchte Hobnail mühsam hervor, mit dem Finger auf den älteren Bildhauer zeigend.

Hans trat zu dem Arzt und dem Priester, und Buerstenbinder setzte sich auf den Stuhl, den vor einer halben Minute noch Edith eingenommen hatte, und neigte sein Ohr zu den Lippen des Engländers.

„Am Rand des Grabes,“ hauchte ihm dieser zu, „darf ich vielleicht doch — auf Ihre Theilnahme — und auf williges Gehör rechnen. Sie wissen, was ich meine! — Nein, sagen Sie jetzt nichts! — Ich habe viel, sehr viel über Sie und Ihre — damaligen bösen Worte — nachgedacht. Sie haben recht — und doch nicht ganz, nicht ganz. — Mir bleibt nicht Kraft, nicht Zeit — Ihnen alle meine Gedanken darüber zu sagen. — Jetzt bitte ich Sie nur noch um Eins! Sie sind ein Ehrenmann! Wenn Sie sich — was ich hoffe — doch entschließen würden — mein Kind zu Ihrer Frau zu machen — Edith ein Vater, Bruder und Freund zu sein — dann bitte ich Sie — halten Sie in ihrem Herzen das Andenken — an ihren Papa hoch. Es könnte sein, daß sehr bald — oder später — einige — schlimme — Punkte — meiner Vergangenheit zu Ihrer Kenntniß gelangten — Sie sollen es sogar erfahren, denn Ihnen gegenüber will ich ohne Lüge dastehen — — — Nur um das Eine beschwöre ich Sie — lassen Sie das Kind nichts — nichts davon wissen. Edith soll mich nur — als das in Erinnerung behalten — was ich ja auch ganz und gar — von dem Tage ihrer Geburt an, war — ein Vater, der mit unaussprechlicher Liebe an ihr hing. — Diese Liebe war mein Trost — mein schönster Lebenszweck — und ich weiß auch, daß sie mir — allein Muth gibt — vor meinen himmlischen Richter zu treten....“

Hobnail stöhnte kraftlos auf und schloß die Augen. Buerstenbinder zog sich mit ernster, sinnender Miene zurück. Die widersprechendsten Gefühle durchzogen seine Brust. — Eine volle Minute lang vernahm man nur die Athemzüge der Anwesenden in der halbdunklen Stube. Endlich drehte Hobnail das matte Haupt ein wenig zur Seite und suchte mit den schon halb verglasten Augen — den Andern. Hans trat heran und ergriff, mit Thränen in den Augen, die Hand des Sterbenden. Hobnail machte furchtbare Anstrengungen zu sprechen, obwohl der Arzt mit einer beschwörenden Geberde dazwischentrat. Endlich richtete man ihn auf. Sauser hielt ihn vollends in den Armen. Hobnail hob die Hände zu seinen Schultern empor. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, sein Kehlkopf arbeitete krampfhaft.

„Hans — ihr Sohn!“ stieß er heiser, fast bellend heraus. Es waren seine letzten Worte. Ein schluchzenartiges Stoßen seiner Brust, das kaum mehr wie Husten klang, folgte seiner letzten Anstrengung — dann ein dumpfes Stöhnen — der Kopf sank hintenüber — und Sauser legte eine Leiche auf die Kissen zurück...

Der Medicinalrath machte eine vielsagende Geberde gegen die Anwesenden. Ein schlecht erstickter Schrei durchzitterte die Luft. Edith stürzte herbei, an dem Todtenbette nieder und lehnte schluchzend das zarte Haupt gegen die Schulter des dahingegangenen Vaters. Die Uebrigen folgten ihr leise. Ueber der Gestalt der knieenden Tochter trafen sich die Blicke Sauser's und Renates. Es schien, als könnten sie sich von einander nicht mehr trennen. Gerade jetzt, angesichts der Majestät des Todes empfanden sie es mit gleicher Innigkeit, daß sie sich angehörten — für immer — was auch dagegenstehen mochte. Sie empfanden dasselbe, was damals Edith in der unmittelbarsten Sprache ihres reinen Herzens dem Vater gesagt hatte — daß diese Regungen nicht aus uns selber kommen, daß



wir nur einer unbezwinglichen magnetischen Gewalt folgen, wenn wir dem Strom, der aus dem andern Herzen kommt, das eigene erschließen. — Michael stand etwas abseits, aber sein Blick verschlang die liebliche Gestalt Ediths, wie sie da, ihrem Schmerz nachhängend, an der Brust der Leiche lag. Er hätte sich die schöne Allegorie, welche die ewig idealisirende Kunst dem Tode verleiht, nicht herrlicher, nicht ergreifender vorzustellen vermocht, als durch Ediths wunderbare Erscheinung — in dem schwarzen Seidenkleide, dem offenen rabenschwarzen Haar und mit dem, göttliche Liebe und Versöhnung athmenden Gesichtchen, das die Leiche berührte — wie der Genius des sanften, erlösenden Todes, der hier einen Menschen küßt.....

Als Michael und Sauser das Trauerhaus verließen, schüttelten sie sich wieder nur stumm die Hände. Sie hatten auch drinnen kein Wort gesprochen. Es wäre ihnen banal, ja grausam erschienen, Beileidsphrasen abzuhaspeln oder sich von den Damen in conventioneller Form zu verabschieden.

„Was hatte er mir nur sagen wollen, der seltsame Mann?“ murmelte Hans, als er allein seiner Wohnung zuschritt. Aber er gab den Gedanken daran bald auf. Kann man es ihm übel nehmen, daß sein ganzes Sinnen und Denken sich um das Eine rankte, was ihm unaufhörlich wie Sphärenstimmen im Ohre klang, was er vor sich geschrieben sah, wohin sein Blick auch schweifte, daß ihm Alles mit dem Namen „Renate“ begann und aufhörte?

* *

Am selben Tage als sich vom Hause Hobnail ein Leichenzug nach dem Friedhofe zu bewegte, stieg ein blasser, ernst aussehender Fremder in einem unscheinbaren Hôtel des Berliner Südwest-Viertels ab, der sich als „Ferdinand Herold — früher Kaufmann“ auf dem Meldezettel eintrug.

— Es war in der That der geschiedene Gatte Renates, welcher zwei Tage zuvor, nach viermonatlicher Haft das Gefängniß verlassen hatte und ohne Säumen nach Berlin geeilt war. Er begab sich noch am selben Nachmittag zu dem Rechtsanwalt, an den ihn sein früherer Notar in der X-schen Residenz empfohlen hatte. Hier erfuhr er Genaueres über die Stellung und den Aufenthalt Renates und auch — daß der Bruder seiner ehemaligen Frau, welcher damals für verschollen gegolten, durch die öffentliche Rehabilitirung des Oberst von Perneck in den Vordergrund eines vielseitigen Interesses getreten sei. Der Advocat war sogar imstande, seinem Clienten die genaue Adresse Bruno von Perneck's zu geben.

Am nächsten Morgen begab sich Herold nach der Behrenstraße. Jetzt war ihm Gelegenheit geboten, den letzten Act seiner Sühne zu vollziehen und den letzten Theil des Capitales, das bei dem Rechtsbeistand erlag, seiner Bestimmung zuzuführen.

Herold war nicht wenig erstaunt, Bruno von Perneck von einem Comfort umgeben zu finden, den er keinesfalls erwartet hatte. Er hatte einen in traurigsten Verhältnissen vegetirenden Herabgekommenen anzutreffen gefürchtet, einen Unglücklichen, der ihm Kummer und Elend zuschreiben mußte. — Bruno empfing den quasi Schwager in einer Weise, die denselben noch mehr erstaunen machte.

„Wem habe ich es zu danken, daß Sie in brüderlicher Verzeihung glühende Kohlen auf meinem Haupte sammeln?" fragte Ferdinand bewegt, Perneck's Hände mit innigem Druck umspannend. Eine süße, beseligende Ahnung, die bereits in der Nacht des Kerkers in seinem Innern gelebt und geleuchtet hatte, stieg neuerdings empor und benahm ihm fast den Athem.

Was ihm Bruno mittheilte, das mußte diese wunderbare Ahnung nur bestärken. Herold hätte laut aufjubeln mögen.

„Sie war es — Renate — ich habe es kaum zu hoffen gewagt!“ rief er, den Schwager ein um das andere Mal umarmend. „O Gott! so soll es denn wirklich wahr werden? Mir war doch wieder so bang, als ich aus meiner Einsamkeit in das geräuschvolle Tagestreiben hinaustrat — ich hätte Renate aufzusuchen nicht die Kühnheit gefunden — aber so — so thut sich mir ganz unerwartet ein Himmel voll Seligkeit auf. Bruder, wir werden Alle glücklich sein! Wir gehen mit dir über's Meer .... Oh, oh! Sie hat mich vor dir vertheidigt, sie war meine Fürsprecherin? Dann ist mir der herrlichste Lohn geworden, für den ich tausendmal mehr auf mich genommen hätte! — Und nun — führ' mich zu ihr!“

Bruno machte den Vorschlag, in seinem Hause die Zusammenkunft zu bewerkstelligen. Ferdinand willigte in Alles, er war ja jetzt wie ein Kind, das seiner Weihnachtsbescheerung entgegensieht.

Am Nachmittag betrat Renate endlich wieder die Wohnung des Bruders. Derselbe hatte sie in einem Briefchen dringend „um eine Unterredung“ gebeten, ohne jedoch hinzuzufügen, daß es — ein Anderer sei, der diese Unterredung ersehne; es galt, ihr eine Ueberraschung zu bereiten. Renate folgte der Aufforderung ohne Säumen; es war ihr auch lieber, den Bruder nicht in dem Trauerhause zu empfangen, das in allen Räumen geweiht schien durch den heiligen Schmerz Derjenigen, die in dem hintersten ihrer Zimmer vor einem Betschemel kniete und an ihrer Umgebung keinen Antheil mehr nehmen zu wollen schien. Renate hatte Edith auch nur nach längerem Zögern allein gelassen.

Eine Ueberraschung war es wohl wirklich, die ihr bevorstand, aber nicht in dem schöneren Sinn, den Bruno im Auge gehabt. Er begrüßte sie mit einem geheimnißvollen Lächeln. Gertrud drückte der Schwägerin mit einem vielsagenden Blick die Hand .Dann führten sie dieselbe in den Salon und machten sich davon. — Renate fühlte sich be-

klommen durch dieses seltsame Gebahren des Ehepaares, aber in den nächsten Secunden sollte ihre fast schon halb ahnungsvolle Pein eine furchtbare Steigerung erfahren. Dieselbe Thür, durch welche ihr der Bruder damals sein zaghaftes Weib zugeführt hatte, öffnete sich — Ferdinand Herold trat aus dem Nebenzimmer....

Das leichte Roth der Verwirrung auf seinem bärtigen Gesicht wich plötzlich einer schrecklichen Blässe als er sie mit einem erstickten Schrei, der wie Weheruf klang, zurückweichen sah. Die Hände, die er ihr schüchtern entgegengestreckt hatte, sanken schlaff herab. Auch ihr Antlitz hatte jeden Blutstropfen verloren. Sie preßte die Hand auf den unruhigen Busen.

„Man hat mich — ich habe mich selbst getäuscht!“ lispelte er traurig. „Renate — du — Sie haben mir nicht vergeben?“

Sie richtete sich gewaltsam empor und streckte ihm mit einer eigenthümlichen Hast ihre Rechte entgegen, die er nur sanft und zögernd zu berühren wagte. Ihre Stimme klang wie von Thränen umschleiert.

„Gewiß habe ich dir verziehen, Ferdinand. Hältst du mich für so — schlecht, so gefühllos, deinen Heldenmuth nicht zu begreifen und zu würdigen? Ich beglückwünsche dich zur Vollendung deiner Sühne!“

„Ah — erst jetzt gehe ich der eigentlichen Vollendung derselben entgegen,“ flüsterte er, halb für sich. Er ließ ihre Hand fahren und drehte sich etwas zur Seite. „Freilich — es wäre kaum Sühne gewesen — ohne diesen herben Stachel!“

Renate strich sich ein paar vordringliche Löckchen hinter das Ohr und näherte sich ihm entschlossen. Sie hatte ihren Kampf schon überstanden. Hätte sie früher Zeit zur unmittelbaren Vorbereitung gehabt, sie hätte ihn kaum errathen lassen, daß sie überhaupt einen Kampf — (und was für einen furchtbaren!) zu bestehen gehabt hatte.

„Nein, Ferdinand, du sollst dich nicht getäuscht haben! Du sollst nicht um das Anrecht betrogen werden, das du dir nunmehr erworben hast. Ich kehre zurück zu dir — wann du willst! ich gehe mit dir wohin du willst! Ich weiß, was jetzt meine Pflicht ist!"

Er wandte sich mit einem Ruck um, als er ihre Hand auf seiner Schulter fühlte. Er küßte ihr die Hände, während ihm Thräne auf Thräne unaufhaltsam in den Bart kollerte.

„Du bist von denen, die Gott zu seinen Engeln machte, Renate! Ich danke dir. — Aber du täuschest dich. Pflicht hast du keine gegen mich, und deine himmlische Güte gemahnt mich nur — an die meine. Ich wäre ein Feigling, ja ein Schurke — mehr als je ein Verbrecher — und meine ganze sogenannte Buße nur ein prahlerisches Gaukelspiel, wenn ich nicht — den letzten und schwersten Theil derselben, der mir noch übrig bleibt, erfüllen wollte: Entsagung. Jetzt weiß ich erst, daß es schon sträfliche Regung gewesen, als ich nur zu denken wagte, — dein Herz, dein rein menschliches Herz, nicht der Zug göttlicher Barmherzigkeit darin, würde dich wieder mir entgegenführen. Der gute Bruno! Wenn er mir nur die leiseste Andeutung zu geben vermocht hätte — ich wäre in derselben Stunde noch geflohen, um dir niemals vor Augen zu kommen. — Nein, Renate, ich beschwöre dich, sage nichts! Vergiß, was ich dich errathen ließ, lösche die Erinnerung an meine Liebe aus deinem Gedächtniß — ha, vielleicht täusche ich mich auch selbst darüber! Haha — und es war nur — geckenhafte Eitelkeit, was mich — ach! kurz und gut: ich nehme kein Opfer — lass' mich fort! Leb' wohl!"

Er beugte sich über ihre Hand, als wolle er noch einen Kuß darauf drücken — aber er versagte sich auch diesen, riß sich los und stürzte aus dem Zimmer, Renate in einem Taumel der seltsamsten Gefühle zurücklassend.

Am anderen Tag meldete ihm der Zimmerkellner des Hôtels den Besuch einer Dame; er ließ sich verläugnen.

Der Kellner kehrte zurück, die Frau wisse, daß er zu Hause sei, sie habe es vom Portier erfahren und überdies vorhin auch seine Stimme erkannt; sie ließ sogar ihren Namen sagen.

„Fräulein von Perneck?“ sagte Herold kalt. „Kenne ich nicht. — Sagen Sie der Dame, ich werde sie nicht empfangen!“

Buerstenbinder war es zufällig wieder, der Renate das Hôtel verlassen sah, in einer Aufregung, daß sie seinen Gruß nicht einmal beachtete. Er schüttelte im Weitergehen bedächtig den Kopf. Dann kehrte er plötzlich um, nach dem Hôtel zurück. Er fragte den Portier, was die Dame, die soeben weggegangen, hier gewollt habe und erfuhr, nach wem sie gefragt. Bei dem Namen Herold pfiff er verdutzt durch die Zähne. Renate hatte ihm in freundschaftlicher Vertraulichkeit schon vor Monaten — allerdings, ehe sie noch Sauser kennen gelernt — erzählt, daß sie in ihrer mittlerweile aufgelösten Ehe diesen Namen geführt habe. Dann hatte er auch aus den Zeitungen Einiges über diese unglückliche Ehe erfahren. Ohne sich lange zu besinnen — er hatte jetzt nur das im Auge, was er seinem Freunde Hans schuldig zu sein glaubte — sprang er die Treppe empor und klopfte in der nächsten Minute an der Zimmerthür, welche mit der ihm bezeichneten Nummer versehen war. Er mußte erfahren — und wenn es Gewalt kosten sollte, was die Frau mit dem ehemaligen Gatten zu verhandeln gehabt. Ihm bangte für das Glück des Freundes; sollte derselbe abermals einem — Irrwisch nachgejagt haben?

Herold glaubte es im ersten Moment mit einem Narren zu thun zu haben. Die Aufregung des Bildhauers ließ denselben auch nicht gleich zu einer geordneten Entwicklung seines Anliegens kommen. Aber schließlich bedurfte es nur des Namens „Renate“, um ihm ein aufmerksames Gehör Herolds zu sichern. Dann erzählte er in aller Hast, wo und wie er das Fräulein von Perneck kennen gelernt habe,



und nun reichte ihm Ferdinand die Hand und bat ihn Platz zu nehmen . . .

Herold fuhr sich mehrmals über das bleiche Gesicht, nachdem der Bildhauer mit allen seinen Eröffnungen zu Ende war.

„Wo ist Ihr Freund?" stammelte er, sich erhebend; das Feuer eines edlen Entschlusses leuchtete in seinem Auge. „Bitte, machen Sie mich mit Herrn Johannes Sauser bekannt — führen Sie mich womöglich — sofort zu ihm!„

Und es geschah . . . . .

An dem Tage fühlte Sauser den letzten Schatten aus seiner Seele weichen. Als er Ferdinand Herold verabschiedet hatte, war er wie toll in seinem Atelier umhergesprungen, so daß Buerstenbinder ihn kurz darauf in einer Hitze sah, welche den biederen Freund entsetzte. Er glaubte nicht anders, als das Nervenfieber sei wieder zurückgekehrt.

„Nein, altes Haus," beruhigte ihn Hans lachend, „was du auf meinem Gesichte siehst, das ist — Morgenroth, Himmelslicht — und vor der Fülle unendlicher Klarheit, die mein ganzes Innere erhellt — ist alles Finstere und Zwitterhafte verflogen — der leuchtende Frühlingstag da drinnen duldet keine Afterflamme — kein Irrlicht mehr, das bekanntlich nur im Dunkeln, über Sumpf und Moder

flackern kann. — Heidi! Gib mir einen Kuß, Bürstenmichel!“

Und Michael that ihm den Willen.

„Was wirst du jetzt thun? Ich möchte dir, wenn dein trunkenes Ohr noch einem freundschaftlichen und vernünftigen Rathschlag offen ist, ernstlich — Mäßigung an's Herz legen. Wenn du jetzt gleich zu Renate fliegst, ihr mit deiner Botschaft zu Füßen fällst, so ist zu fürchten, daß sie Edelmuth mit Edelmuth vergelten will und — erst recht ihrem Manne anhängt; ich kenne sie darauf hin, und du wohl auch. Lass' ihr Zeit, bis ihr Herz sich selber überwunden hat.“

Hans seufzte, aber er sah das Treffliche dieses Rathes ein. Mit trübseliger Miene versprach er, sich zu fügen.

„Doch was ist's mit dir, der da so famos den Sachverständigen in Herzensangelegenheiten spielt?“ sagte er dann, Buerstenbinder lachend in die Augen guckend. „Hast du dir deine Irrwische noch nicht aus dem Gesichtskreis vertrieben? — Ich glaubte es — als ich dich vorige Woche beobachtete — an einem Todtenbette . . .“

„Ja, ja, ich — ich war ein ausgemachter Dummkopf!“ sagte Buerstenbinder leise, sich über den kurzgeschorenen Scheitel fahrend. „Aber — was soll ich denn jetzt nur machen? Ich kann ja nicht —“

„Was nicht? — Da weiß sich der kluge Gewissensrath auf einmal selber nicht zu helfen! — Ja, potz Blitz, du kurzsichtiger Pedant! soll denn sie — deine Lotosblume — dir zuerst um den Hals fallen und dich recht schön bitten, du mögest doch um Himmelswillen die Gnade haben . . “.

„Hör' auf! — Lass' mir nur Zeit! Jetzt ist doch wahrlich nicht die schickliche Gelegenheit — aber verlasse dich darauf, ich will meinen lächerlichen Hochmuth schon abthun — Hochmuth? o ewige Beschönungssucht menschlicher Eitelkeit! es war ja nichts als — Zaghaftigkeit, Angst vor einem Glück,' das ich mir vielleicht auch heute noch nicht

zu ertragen getraue! — Lass' mir Zeit! lass' mich zu mir selber kommen! Ich bin schon auf bestem Wege, dem Gespensterspuk meiner Empfindungen energisch zu Leibe zu gehen! Ist es vorläufig nicht schon genug, wenn ich einsehe, daß ich ein alberner Tropf gewesen bin?"

Zwanzigstes Capitel.

Um jeder Möglichkeit einer Begegnung mit Renate auszuweichen, hatte sich Herold in einem anderen, sehr obscuren Gasthof einlogirt. Er setzte auch keinen Fuß mehr in die Wohnung Perneck's, sondern ließ Bruno zu sich bitten. Vor Allem nahm er ihm das Wort ab, keinen Schritt zu unternehmen, um ein neues Wiedersehen herbeizuführen. Die Gründe, die er für seine Entsagung anführte, waren auch schwerwiegend genug, um den jungen Mann zu überzeugen. Als er vernahm, daß die Schwester eine neue, wenn auch vor sich selbst noch nicht eingestandene Liebe im Herzen trug, da konnte er nicht anders, als Ferdinand mitleidig die Hand drücken — und seine Entschlüsse billigen.

„Nun sehen Sie wohl ein, Freund, daß hier meines Bleibens auch nicht lange sein kann," sagte Herold dann rasch, die Trostworte des Anderen kurz abwehrend. „Ich verkrieche mich — vielleicht find' ich an fremden Gestaden noch ein Restchen Lebensmuth in mir. Hier hab' ich nur noch Eins zu thun — und das war's auch, weshalb ich Sie um Ihren Besuch bat."

Nochmals legte er das reumüthige Eingeständniß der Schuld ab, deren Folgen in erster Linie damals den armen Vater der Geschwister Perneck getroffen hatten. Wie fuhr Bruno auf, als er vernahm, daß Dröscher auch darein verwickelt gewesen. Wenn er's noch nicht gewußt hätte, so müßte er es jetzt erfahren haben, daß der Spieler sein böser Genius gewesen war. Und wieviel Glück und Frieden

mochte der Schurke noch vernichtet haben, ohne sich selbst über die volle Zahl seiner Opfer klar gewesen zu sein! — Herold kam dann zu seinem eigentlichen Zweck. Er bat Bruno, das Capital anzunehmen, welches er vor Antritt seiner Strafe schon mit der Absicht hinterlegt habe, es dem Verschollenen zuzuwenden, sobald es gelingen würde, ihn ausfindig zu machen. Er begrüßte es als das letzte, ihm noch gegönnte Glück, den Sohn des Obersts von Perneck auch wirklich gefunden zu haben, um ihm das anzubieten, was er ihm wenigstens als Entschädigung für den zugefügten materiellen Nachtheil schuldig sei. — Bruno verweigerte die Annahme des Geldes, Herold beschwor und drängte ihn. Endlich machte ihm Perneck den Vorschlag, gemeinsamen Nutzen davon zu ziehen. Sie wollten miteinander in fremdem Lande ein neues Dasein suchen. Und Ferdinand willigte auch endlich ein. — — — — — — — —

Wenige Tage vor der festgesetzten gemeinschaftlichen Abreise Herold's, Perneck's und dessen Frau, erhielt Ersterer zu seinem peinlichen Erstaunen von Mr. Hobnail's Notar eine Einladung, bei der für den kommenden Nachmittag in dem Hause des Verstorbenen anberaumten Testamentseröffnung zu erscheinen. Was hatte Herold mit dem letzten Willen des Engländers zu thun? Sollte Renate diesen zweifelhaften Versuch gemacht haben, mit ihm noch einmal zusammenzutreffen? — Es kostete Bruno Mühe, ihn wenigstens so weit zu bringen, daß er seinen Berliner Rechtsanwalt als Stellvertreter zu der officiellen Ceremonie schickte.

Renate wußte gar nichts von dieser Einladung an Ferdinand. Sie wäre auch zu energielos gewesen, irgend einen freiwilligen Einfluß auf ihr Verhältniß zu dem einstigen Gatten zu nehmen. Ja, diese starke Frauennatur war jetzt in völliger Hilflosigkeit zusammengesunken. Das edle Gemüth glaubte sich von einer wirklichen Schuld belastet, weil es der Macht der Liebe unterlegen war, die sie bisher noch nie gekannt hatte.

Aber wenn auch an Stelle Herolds ein Rechtsvertreter erschien, so war das Haus in der Potsdamerstraße am nächsten Tage doch der Schauplatz von peinlichen Begegnungen. Glücklicherweise ist die Verkündigung des letzten Willens eines nunmehr bereits der Welt Entrückten etwas so Feierliches, daß es Niemand Wunder nehmen kann, wenn die anwohnenden Zeugen unter dem Bann einer drückenden Scheu stehen. Auch die Zeugen der Hobnail'schen Testamentseröffnung standen ganz auffallend unter diesem Bann. Es waren, außer der Tochter und deren Freundin, dem Testamentsexecutor und seinem Assistenten, — der mehrfach erwähnte juristische Stellvertreter Herolds, Dr. Tischbein und die beiden Bildhauer Michael Buerstenbinder und Johannes Sauser, und überdies noch die gesammte Dienerschaft des Verstorbenen, welche bis zu diesem Tage im Hause zurückgehalten worden war.

Es war eine höchst feierliche Stunde, im Sterbezimmer des Erblassers. Der Tisch, den Hobnail früher zur Aufstapelung von Geschäftspapieren neben seinem Schreibpult benutzt hatte, diente jetzt zum Bureau und Katheder des Notars und seines Gehilfen, die, trotz jahrelanger Gewohnheit, heute eine ganz besonders feierliche Miene, gleichsam ihre Gala-Trauer-Physiognomie mitgebracht hatten; bei einem so außerordentlich reichen Nachlaß — der ja naturgemäß auch außerordentliche Sporteln abwarf — konnte man schon ein Uebriges thun. — Dem schwarzbehangenen Tische zunächst saßen Renate und Edith, Letztere in ihrer schwarzen Robe und dem feinen, weichen Gesichtchen ein Genius stummer Trauer. Buerstenbinder und Sauser, die seit dem Tode Hobnail's zum erstenmale wieder das Haus betraten, postirten sich im Hintergrunde des Zimmers, von den Damen anscheinend unbemerkt. Vor ihnen hatten der Advocat Dr. Stahl (der Vertreter Herolds) und der Medicinalrath Platz genommen. An der Thür standen Fred, Hannibal, Tom, Toinette, Kitty (die gute Seele

schluchzte bei jedem zehnten Wort des Notars, den sie nicht einmal recht verstand, laut auf) und die übrigen Domestiken. Es war eine Scene zum Malen.

Mit klarer, bis in die entfernteste Ecke dringender Stimme verlas der Notar das Testament „des ehrenwerthen Herrn John Lawrence Hobnail, Esquire, Großkaufmann in Calcutta, London und Berlin, Unterthan Ihrer Majestät der Königin von England 2c. 2c.“ — Zur Universalerbin — das heißt zur Eigenthümerin des gesammten Baarbesitzes, nach Abzug der folgenden Legate, sowie des Hauses in der Potsdamerstraße zu Berlin nebst allen dazu gehörigen Immobilien, Wagen, Pferden u. s. w. — war natürlich Miß Edith, die einzige Tochter, eingesetzt. Mit würdevoller Kälte verlas der Notar auch die Zusatzbemerkung, die ihm der Testator hier mit brechender Stimme dictirt hatte: „Gottes Segen auf das Haupt meines innigst geliebten Kindes! Möge Edith an der Seite des Mannes ihrer Liebe das Glück finden, dessen sie in so hohem Maße werth ist und welches ich ihr aus ganzem Herzen wünschen würde!“

Buerstenbinder wagte es weder nach vorne, zum Sitz der Tochter, noch seitwärts, auf Sauser zu sehen. Er hielt den Athem an und lauschte nur auf das leise Schluchzen, das jetzt vom Platze Ediths her zu vernehmen war. In seinen Augen prickelte es heiß, aber er schämte sich, daran zu rühren; es hätte ihn ja vor Allen verrathen....

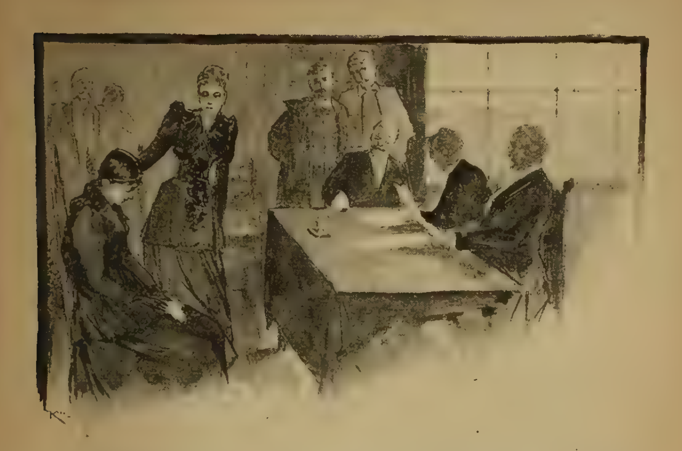
Er hörte einen Laut der Ueberraschung aus dem Mund des Freundes an seiner Seite, als der Testamentsvollstrecker jetzt das erste und Hauptlegat verlas — ein sehr beträchtliches Vermögen „an Herrn Johannes Sauser, Bildhauer allhier, der meinem Herzen näher stand, als er dachte und der die verlangte Erklärung hiefür in dem anliegenden Schreiben finden wird, welches ihm hier zu überreichen ist.“ — Dem Buchstaben getreu, hielt der Notar bei dieser Stelle inne und hob das versiegelte Couvert vom Tische, das ihm Hobnail vor dem Testamentsdictat überreicht hatte. Buersten-

binder mußte den Collegen erst anstoßen, bis sich dieser entschloß, mit zu Boden gesenkten Blicken und unsicheren Schritten vorzutreten und das Document in Empfang zu nehmen. Halb betäubt, schob er es in seine Brusttasche und kehrte auf seinen Platz zurück. Er hätte sich um keinen Preis getraut, das Schriftstück gleich an Ort und Stelle zu lesen, um nur ja keine weitere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Aus dem weiteren Verlauf der Testamentsverlesung ging hervor, daß Herr Professor Michael Buerstenbinder — „im Falle er dennoch bei einem gewissen nicht mehr gerechtfertigten Ablehnungsverhalten beharren wollte" — das Recht eingeräumt werde, sich aus dem Nachlaß an Kunstgegenständen beliebige Andenken auszuwählen. „Ich hoffe jedoch", hieß es wörtlich, „er wählt sich dasjenige, das mir das Liebste in meinem Leben gewesen ist und wird endlich auch einsehen, daß — sobald er dieses nimmt — alles Andere, was ich noch hinterlasse, nur eine verhältnißmäßig lächerlich geringe Zugabe sein kann."

Buerstenbinder zerbiß seinen buschigen Schnurrbart und athmete schwer. Diese Worte trafen ihn wie verwundender Spott. Wahrhaftig, da hatte der „Krämer" in seinen letzten Stunden doch die richtige Parade auf seine hochfahrenden Argumente gefunden! Jetzt schämte sich Michael, als ob nur Er es gewesen sei, der bei dem Antrag des Engländers — bloß die Mitgift der Braut gesehen habe.

Die Ueberraschungen des Testamentes waren aber noch nicht zu Ende. Mit lauter Stimme verkündete der Notar, daß die große Factorei in Calcutta, sammt Inventar und Betriebsfonds, unter der Firma „J. L. Hobnail's Nachfolger" an „Herrn — Ferdinand Herold, ehemals Fabrikant in X." überzugehen habe — „als Zeichen der hohen Werthschätzung der Frau Renate, geborne von Perneck, und in Anerkennung ihrer bewundernswerthen Hingebung und Treue für mein Kind."



Renate sprang auf, aber ein plötzlicher Schwindel zwang sie, die Lehne ihres Stuhles als Stütze zu suchen. Ihr Blick traf das wehmüthig lächelnde Gesichtchen ihrer Nachbarin — und jetzt wußte sie, wem Herold diese großartige Schenkung zu verdanken habe. Edith mußte dem Vater Andeutungen gegeben haben, daß Renate entschlossen sei, dem Gatten nach seiner Rückkehr zur Freiheit wieder zu folgen. — Und wirklich, Hobnail hätte mit psychologischer Feinheit nicht besser testiren können als er es aus naheliegenden ursprünglichen Gründen gethan: wenn Renate jetzt auch von ihrem damaligen Entschluß, von dem vermeintlichen Gebot ihrer Pflicht zurückkam, so hatte sie doch unbewußt Herold die „neue Existenz" gesichert, nach welcher sie als Helferin an seiner Seite mit ihm ringen zu müssen glaubte ..... Sie ließ sich auf ihren Sitz zurücksinken und legte die Hände vor's Gesicht ....

Der weitere Wortlaut des Testamentes war von keiner Wichtigkeit mehr, er betraf die Legate für einige Wohlthätigkeitsanstalten — darunter, seltsam genug, die Armen-

cassen der Dorfgemeinden St. Veit und Buchenried im X.-schen Herzogthum — und die Schenkungen an die Dienerschaft.

Während die Anwesenden sich anschickten, das Zimmer zu verlassen, begegneten sich die Blicke Buerstenbinder's und Renates. Sie hob mit einer ausdrucksvollen Geberde den Arm, die Michael bewog, ihr einige Schritte entgegenzugehen.

„Ich bitte Sie, mein Freund, mir auf einige Minuten Gehör zu schenken — unten im maurischen Saal!" raunte sie ihm im Vorbeigehen zu. — Er verneigte sich stumm und wandte sich nach der Thür. Während er sich durch die Dienerschaft drängte, bemerkte er gar nicht, daß Sauser nicht mehr an seiner Seite war.

Dieser stand in dem jetzt verlassenen Sterbezimmer in einer Fensternische — Edith an seiner Seite. Auch sie hatte es für nöthig gefunden, Jemand noch auf kurze Zeit zurückzuhalten.

„Erlauben Sie mir nur wenige Worte!" flüsterte sie heftig. In ihren herrlichen Augen flammte es fast wie Zorn. „Ich habe es von ihr zwar nicht direct erfahren — aber ihr Schrecken, als ich Ihren Namen aussprach, hat es mir verrathen. Sie lieben meine Freundin?"

„Ja," sagte Hans nach einem kurzen Stocken fest. Sein Ton schien sie zu befriedigen, denn ihre Stirne wurde klarer.

„Warum — quälen Sie sie dann?"

„Mein Gott — ich ... Mein gnädiges Fräulein, was soll ich Ihnen sagen —?"

„Mir? nichts. Aber ihr — Renate gegenüber sollen Sie sprechen. Sind Sie ein Mann? Sie sehen doch, daß sie — kämpft, und Sie springen ihr in diesem Kampf nicht bei?"

Er lächelte, ergriff rasch ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. „Sie haben recht — ich war ein Feigling!

Geben Sie mir Gelegenheit, dieser Pein, die ich noch weit mehr empfinde, ein Ende zu machen! — Wollen Sie?"

„So kommen Sie!" Damit ging sie voran, nach ihrem Atelier hinab....

Was man für sich selbst nicht kann, das thut man oft mit verdoppeltem Eifer für Andere. Es gibt dafür ganz humoristische Beläge. — Während Edith da oben mit dem jüngeren Bildhauer ein kurzes Privatissimum abhielt, vernahm Buerstenbinder im großen Salon des ersten Stockwerkes eine kleine Strafpredigt aus dem Munde Renates, die offenbar mehr Wirkung auf ihn ausübte, als dies nur jemals in seinem Leben mit einer Strafrede der Fall gewesen war.

„Theure Freundin," stotterte er, „Sie vernichten mich mit ihren harten Worten! Ich eitel? Du lieber Himmel, wissen Sie denn nicht, daß ich diesen Engel anbete, wie die fleischgewordene Allschönheit der ganzen Welt, welche der Künstler urewiges Ideal nennt?"

„Wenn ich es nicht wüßte, würde ich Ihnen ja das Alles nicht gesagt haben," entgegnete sie ihm streng. „Aber —"

„Nein, bitte! Fahren Sie nicht fort mit diesen Worten, die ich nicht verdiene! Haben Sie Mitleid mit mir! Was mich jetzt allein zurückschreckt, das ist nur das Bewußtsein, Ediths nie, nie werth sein zu können. — Den häßlichen, mißverstandenen Stolz, den Sie mir vorwerfen, hatte ich nur damals, als — ach! Sie müssen mich doch besser verstehen! Hätten Sie Mr. Hobnail an meiner Stelle nicht ebenso geantwortet? — Aber was Sie mir da jetzt sagen: ich verlange Demuth, Unterwerfung, das — das kann ich nicht hören! Wäre denn das Liebe, die süße Hingebung zweier Seelen, welche.... Aber ich kann's ja gar nicht aussprechen! Sagt Ihnen denn nicht meine ganze dumme Unbeholfenheit, wie's mit mir steht? Auf meinen Knieen möchte ich um Edith werben, wenn — wenn mich diesem Wesen gegenüber eben nicht alles Selbstvertrauen verließe.

Ich glaub', ich könnt' mich in meinem ganzen Leben nicht an das Glück gewöhnen sie zu besitzen, sie wirklich zu besitzen . . . Heilige Barmherzigkeit! mir schwindelt bei dem Gedanken! — Und soll's denn gesagt sein, ja — ein wenig graut's mir auch vor diesem Mammon."

„Sehen Sie! Sehen Sie! Da ertappe ich Sie wieder!"

„Mißverstehen Sie mich doch nicht! Es ist nicht Eitelkeit, die Furcht vor der Welt, die mir gemeine Beweggründe zuschieben würde. Was kümmert mich der ganze große Troß, wenn ich ein Glück wie dieses in den Armen halte?! — Aber begreifen Sie denn nicht? Ja, wäre ich ein Künstler — wie Sauser! Aber so — ich bin ein Stümper —"

„Und das macht Ihnen bange? Sie glauben, den Besitz von Reichthum nur durch schöpferische Großthaten wett machen zu können? Seht doch! Ist das nicht Eitelkeit? Nach meiner Meinung haben Sie, eben weil Sie vielleicht kein schaffendes Genie, sondern nur ein beschaulicher Künstler sind, einer, der das Schaffen Anderer zu schätzen und zu würdigen versteht — eine andere Aufgabe: mit den reichen Mitteln das Ihnen versagte Streben des Genies zu unterstützen. Ist das keine Mission, des edelsten Mannes werth? — Versammeln Sie einen Kreis der Künste, einen Musenhof um sich, werden Sie dem hohen Ziele, in das Sie nicht als selbst schaffender Geist eingreifen können, wenigstens ein mittelbarer Förderer! Ich glaube, Künstler gibt es wohl genug, aber Kunstfreunde, unterstützende Mäcene viel zu wenig. Was halten Sie von dieser Auffassung?"

Sie mußte lachen über die verblüffte Miene, mit der er jetzt einen Schritt zurückwich.

Ehe sie aber nochmals das Wort ergreifen konnte, wurde sie gestört. Edith erschien auf der Thürschwelle.

„Ich bitte dich, komm' auf einen Augenblick zu mir ins Atelier, ich habe dir Wichtiges —"

Edith brach plötzlich ab und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als sie, die Augen aufschlagend, den Bildhauer gewahrte, der kaum weniger verwirrt vor ihr stand.

„Ich gehe — dich im Atelier zu erwarten," lächelte Renate und schlüpfte hinaus, froh, einen so ausgezeichneten Vorwand zu haben, die Beiden allein zu lassen. Die Gute wußte freilich noch nicht — wer sie im Atelier erwartete....

Michael gab es auf, nach Worten zu suchen; er fühlte, daß er jetzt in seinem Leben nicht damit fertig geworden wäre. Er that, was sein Herz ihm eingab, wozu ihn die furchtbare Bewegung seines Innern trieb. Er kniete vor der noch immer wie versteinert Dastehenden nieder und preßte ihre Hände an seine brennende Stirn .....

Im selben Augenblicke, wo sich den Beiden hier endlich die Zunge löste, fanden zwei andere Personen in dem durch wenige Zimmer von Jenen getrennten Atelier gleichfalls die Sprache wieder. — Es mußten berauschende Worte sein, die Hans dem schönen Weibe, das er in seinen starken Armen hielt, ins Ohr flüsterte, denn wie damals schloß Renate, leise zusammenschauernd, die Augen, als sein Mund hierauf ihre Lippen berührte. Aber diesmal riß sie sich nicht los — vielleicht hatte sie nicht die Kraft dazu, denn sie lehnte sich an seine Hünenbrust und duldete es, mit flammender Gluth im Gesichte, daß er Kuß auf Kuß ihr auf Stirne, Mund und Augenlider drückte ....

* * *

„Das war ein großer, heißer Tag!" sagte Sauser mit glücklichem Lächeln zu sich selber, als er am Abend zur Ruhe ging. Er hatte wohl recht. Ein edles Weib hatte er errungen, und darüber war er beinahe geneigt, auf das Andere zu vergessen, was ihm heute noch die Glücksgöttin in den Schoß geworfen hatte — ein stattliches Vermögen, das ihn für immer aller kleinlichen Lebenssorge enthob.

Jetzt durfte er ganz seinem hohen Genius folgen, brauchte sich nicht um den materiellen Erfolg seines Schaffens zu kümmern. Für den Ruhm war ihm wahrlich nicht bange.

So hatte er die Entschädigung gefunden, welche ihm sein eigener Vater in seinem zu spät gekommenen Reuegefühl nicht mehr hatte bieten können. Von dem Vermögen Matthias Sauser's sollte ihm wirklich nur der gesetzliche Pflichttheil zufallen. Die „Gesellschaft zur Erforschung Afrikas“ trat die Universalerbschaft an und zeichnete den Namen ihres Wohlthäters in ihr Ehrenbuch, freilich, ohne eine Ahnung zu haben, welchen Umständen sie in Wirklichkeit das „wissenschäftliche“ Interesse des gefeierten Erblassers zu verdanken hatte.

Erst als er sich beim Entkleiden des Inhalts seiner Taschen entledigte, wurde Sauser wieder an das ihm zugefallene großartige Legat erinnert. Er nahm den versiegelten Brief Hobnail's hervor und betrachtete ihn mit Kopfschütteln. Es berührte ihn doch etwas peinlich, einem fremden Mann ein Vermögen verdanken zu sollen. Wie kam er dazu? und noch dazu von diesem kalten, starren, „geschäftsmäßigen“ Engländer?... Aber hatte der Notar nicht gesagt, daß gerade dieser Brief eine Erklärung enthalten würde?

Er riß den Umschlag ab, mehrere große Briefbogen fielen ihm in die Finger; sie trugen dieselben großen und doch schon zitterigen und undeutlichen Schriftzüge, die auf dem Couvert zu sehen gewesen — die Handschrift eines Sterbenden. — Sauser überflog die ersten Zeilen nur flüchtig, sehr erstaunt über die vertrauliche Anrede, die ihm der Schreiber hatte zutheil werden lassen:

„Lieber Hans! Ehe du meine Geschichte — die Schilderung meiner Vergangenheit — vernimmst, lasse dich beschwören, niemals meinem Kinde Edith das Geringste davon wissen zu lassen! Dies ist das erste Wort, mit dem ich dich grüße, dich, den ich so gerne meinen Sohn nennen möchte

— und auch mein Amen am Schluß dieser Zeilen, die mir wahrlich nicht leicht werden — weder im physischen, noch im moralischen Sinne! . . . .“

Jetzt las er mit mehr Aufmerksamkeit. Er setzte sich, schob die Lampe näher und begann nochmals von Anfang. Er hatte die erste Seite des ersten Bogens noch nicht zu Ende gelesen, da malte sich ein fieberisches Interesse in seinem Gesicht, und Zeile um Zeile verfolgte er diese Aufzeichnungen mit der Erregung eines Mannes, vor dessen Augen sich fast unglaubliche Dinge enthüllen . . . . .

Als er zu Ende gelesen hatte, durchwanderte er noch lange sein Zimmer, ehe er sich endlich zur Ruhe begab; und noch länger währte es, bis sich Schlaf auf seine Augen senkte. Noch im Traume verfolgten ihn die Bilder, welche jener inhaltsschwere Brief heraufbeschworen hatte, und mehr als einmal flüsterten seine Lippen „Mutter! Mutter! . . .“

Am andern Tage fand er sich schon ziemlich früh in dem Hause an der Potsdamerstraße ein, wie er es versprochen hatte. Renate konnte der Abglanz der ihm gestern Abend gewordenen Erregung nicht entgehen. Sie drang mit besorgten Fragen in ihn, und Sauser erzählte ihr endlich Alles. Zwischen ihm und dem Weibe seiner Liebe sollte ja Klarheit und Wahrheit herrschen, und wie hätte er ihr das verschweigen sollen, was eine solche Revolution in ihm erregte. — Renate sprang am Schluß seiner Erzählung kaum weniger erregt auf.

„O Gott, wenn sie — wenn Edith das wüßte! — Aber still, sie soll's auch nie erfahren! — Weißt du, Hans, daß ich Einiges von dem, was du mir da mittheilst, schon vernahm — von meinem Bruder?“

Und nun erzählte sie ihm die Geschichte, die mit dem angeblichen Tagebuch ihres Vaters zusammenhing, das Bruno und Dröscher als Werkzeug gegen den X-schen Hof zu gebrauchen gedacht hatten. Sie war ihm diese Erzählung ja auch schon deshalb schuldig, um ihn nach demselben

Gebot das ihn zur rückhaltslosen Offenheit bewogen, von dem Fehltritt desjenigen in Kenntniß zu setzen, der ja sein Schwager werden sollte.

Eine halbe Stunde später fuhr Sauser schon an dem ihm bezeichneten Hause in der Behrenstraße vor.

Perneck begrüßte den jungen Mann, der sich ihm vorstellte, mit großer Herzlichkeit, die sich bald in verlegenes Erstaunen verwandelte, als er vernahm, was Hans eigentlich zu diesem Besuch bewogen habe.

Mit freudiger Ueberraschung vernahm er schließlich, was ihm der künftige Schwager aus dem hinterlassenen Schreiben Mr. Hobnail's mittheilte. Als die Eröffnungen zu Ende waren, faßte ihn Bruno an beiden Händen.

„Das muß Erbprinz Roland erfahren!" rief er. „Ich hoffe, Sie wurden gleich von Anfang, sobald Sie von meiner unglückseligen Affaire wußten, von der Absicht hierhergeleitet, dem Prinzen diese ihn hochbeglückende Aufklärung zutheil werden zu lassen?"

„Gewiß. Es ist ein Gebot der Menschenpflicht. Ich vermag mich wohl in die furchtbare Lage des armen Prinzen zu versetzen. Er müßte es erfahren, auch wenn er sich mir nicht so freundschaftlich bewiesen hätte, wie er es gethan hat. — Hobnail selbst wünscht ja, daß Alles möglichst gesühnt werde; er hätte mich zweifellos selbst beauftragt, Prinz Roland davon zu verständigen, wenn er die schurkischen Auslegungen geahnt hätte, welche diesen beängstigen. — Nur seine Tochter Edith soll ja darüber im Unklaren bleiben, um ihm ein unverkümmertes Andenken zu bewahren." — —

Noch in derselben Nacht reiste Bruno wieder nach der X=schen Residenzstadt. Herold hatte er rasch von dieser nothgedrungenen Fahrt verständigt. Ihre gemeinsamen Reisevorbereitungen hatten ohnedies schon durch das eine Unterbrechung erfahren, was Dr. Stahl seinem Clienten über die ihn betreffende testamentarische Bestimmung Hob-

nail's mitgetheilt. Der nunmehrige Eigenthümer der Firma J. L. Hobnail's Nachfolger in Calcutta hatte Bruno dazu überredet, die Erbschaft, sobald sie realisirt sein werde, gemeinsam anzutreten, und so war es zwischen ihnen beschlossene Sache geworden, Bengalen zum Schauplatz der „neuen Existenz," und das prächtige Großhandlungshaus zum Brennpunkt ihrer künftigen redlichen Arbeitsthätigkeit zu machen.

Prinz Roland war nicht wenig erstaunt, den Exlieutenant in so kurzer Frist abermals vor sich zu sehen. Aber wenige Einleitungsworte genügten schon, daß er den jungen Mann wie einen Freund und Retter begrüßte.

„Ein glückliches Ungefähr setzt mich instand, Eurer Hoheit den letzten Beweis darüber zu liefern, daß die vorgeblichen Enthüllungen meines Vaters in den Hauptvoraussetzungen auf Lug und Trug aufgebaut waren."

„Reden Sie! Reden Sie!"

Und Bruno sprach. Er kleidete seine Mittheilungen in die Form einer regelrechten Erzählung und erbat sich die Erlaubniß zu dieser Fassung unter Hinweis auf die Nothwendigkeit, keine Einzelheit unberührt zu lassen.

„Im Herbst des Jahres 1850 war es, als Prinz Conrad Friedrich im Incognito eines einfachen Jägerburschen ein unendlich rührendes Liebesverhältniß mit einem Dorfkinde der Buchenrieder Gemeinde anknüpfte. Hoheit wissen vielleicht bereits, daß der edle Prinz seinem Rang und seinen Ansprüchen zu entsagen im Begriff war, um das Mädchen zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen. Es war keine Bäuerin, sondern die Tochter des Schullehrers von Buchenried; — Afra Strasser hatte eine gute Erziehung genossen. Zwei Bursche bewarben sich gleichzeitig um das schöne Kind. Der eine war der Erbe eines reichen Großbauers, Matthias Sauser geheißen, der andere — jener oftgenannte Förstergehilfe in der benachbarten Gemeinde St. Veit — Johann Lorenz Huf=

nagel, der Findling. Jeder verfolgte das Mädchen auf seine eigene Weise mit seiner Liebe, und es konnte der Eifersucht der Beiden wohl nicht lange verborgen bleiben, daß Afra Strasser in der versteckten Jagdhütte des zwischen den beiden Dörfern gelegenen Forstes mit einem Jäger Conrad zärtliche Zusammenkünfte pflog. — Im Frühjahr darauf sollten sie aber zu ihrem Entsetzen gar erfahren, welch' hoher Herr hinter diesem Jägerburschen steckte. Matthias Sauser verständigte den Schulmeister davon, und die Folgen dieses Schrittes, der ein schweres Zerwürfniß zwischen Vater Strasser und seinem Kinde herbeizuführen drohte, dürften es auch hauptsächlich gewesen sein, was den Prinzen bewog, sein Heiratsproject einer möglichst raschen Verwirklichung zuzuführen. Sein erlauchter Bruder, der gegenwärtig regierende Herr Herzog Josef Wladimir soll dieses Vorhaben bei dem gemeinsamen Vater mit allem Eifer brüderlicher — Liebe unterstützt haben. Alles schien sich zu vereinigen, um das Glück des romantischen Liebespaares zu vollenden, da — es war eine häßliche Geschichte — Prinz Conrad Friedrich mußte mit einer schier unbegreiflichen Schwäche, die mit seiner just vorher gezeigten Energie in grellem Widerspruche stand, intriguanten Einflüsterungen nachgegeben haben — kurz, er faßte einen nebenher gesagt: durchaus ungerechtfertigten Verdacht gegen die Geliebte. Mit einer Bosheit, die wohl von einigen Hofbeamten eine nur zu willige Unterstützung erfuhr, wurden dem Prinzen angebliche Indizien in die Hände gespielt, welche ihn an eine Untreue der Braut glauben ließen. Matthias Sauser — war der Urheber der ersten verleumderischen Verdachtsmomente. Und wir wissen, daß ihm seine bösen Absichten nur allzu gut gelangen. Prinz Conrad Friedrich brach seine Beziehungen zu Afra Strasser kurzer Hand ab — und das Mädchen, das kurz zuvor noch von den Dörflern umschmeichelt und beneidet worden, war mit einem Male einer Geächteten gleich. — Der

Jägerbursche Hufnagel beobachtete mit Schmerz das Leid, das Afra fast zu Boden drückte, der Haß der Eifersucht, den er gegen den Prinzen schon längst gefaßt haben mußte, verstärkte sich durch eine eigentlich edlere Regung — das Mitleid für das Mädchen. Von der Stunde an, wo es bekannt geworden, daß der Prinz sich — ebenbürtig verlobt habe, war — sein Tod in dem verfinsterten Gemüthe Hufnagels beschlossen. — Wollen sich Hoheit überzeugen, daß es wirklich kein anderes Motiv als das der eifersüchtigen Rache gewesen, vielleicht durch den Schmerz um das Unglück der Heißgeliebten beschönigt, — was Johann Hufnagel zum Morde trieb — so stehen hier authentische Papiere zu ihrer Verfügung."

Prinz Roland griff mit leicht verständlicher Hast nach den dargereichten Blättern — der letzten Handschrift Hobnail's. „Wie? — Wer gab ihnen das Ding?"

„Der Bildhauer Johannes Sauser, welchen ja auch Ew. Hoheit sehr wohl kennen, — der Sohn eben jener Afra Strasser — die später doch die Frau Matthias Sauser's wurde — gezwungen durch Schuldforderungen, durch welche der Grausame ihren alten, schwindsüchtigen Vater sonst von Haus und Hof gejagt hätte...."

Der Prinz schlug sich vor die Stirne. „Welch' eine seltsame Verkettung! Hans Sauser, der Arme, der wahnsinnig —"

Perneck unterbrach ihn mit einer kurzen Schilderung des weiteren, zu solch' ungeahnter Gunst sich wendenden Schicksals, welches der junge Künstler erfahren hatte. Roland äußerte innige Freude darüber.

„Aber sagen Sie — wie kam denn Er zu diesen Papieren? — Warten Sie, ich will mich doch selbst gleich orientiren!" Roland entfaltete die Briefbogen, um zu lesen, aber Bruno bat noch um kurzes Gehör.

„Hoheit können diese Zeilen erst richtig verstehen, wenn Sie die Gnade haben wollen, Folgendes zu verneh-

men." — Er schilderte dann in knappen Zügen, wie Sauser in das Haus Hobnail's kam, die ungewöhnliche Antheilnahme des Großhändlers erregte und schließlich testamentarisch mit einem sehr großen Legat — und eben diesem handschriftlichen Bekenntniß bedacht wurde.

„Ah! Ist es möglich? Hufnagel lebte also noch bis vor Kurzem, er war in Deutschland, und dies sind seine eigenhändigen autobiographischen Aufzeichnungen?" rief der Prinz erregt, nachdem er die Papiere durchflogen hatte.

„Ganz recht. John Lawrence Hobnail — es ist die englische Uebersetzung des Namens Johann Lorenz Hufnagel. — Während der junge Mann unmittelbar nach der That freiwillig sein Ende in dem See suchen wollte — und es gefunden hätte, hätte man ihn nicht gewaltsam zurückgehalten — erfaßte ihn im Gefängniß, wo er einem ungewissen Schicksal entgegenharrte, doch die angeborene Lebenslust; der Naturtrieb, wenn man so will, erhielt wieder die Oberhand über die verrauchte Exaltation eines verbitterten Gemüthes. Er widerrief auch das Geständniß des ersten Verhörs, machte sich alle Vortheile zu nutze — und wir wissen ja auch, daß ihm sogar die Flucht gelang. — Wie Ew. Hoheit aus diesen Blättern bereits ersehen haben, wandte er sich nach England, trat dort in den Militärdienst, kam als Corporal mit seinem Regiment nach Indien und trat dort nach Ablauf seiner Dienstzeit in eine Handelsfactorei. Seine Intelligenz machte sich das kaufmännische Wissen so rasch zu eigen, wie bereits schon lange vorher die englische Sprache und — seltsame Laune, welche hier das Spiel des Schicksals trieb! — sie machte aus einem überschäumenden Feuergeist die Urtype eines berechnenden Kaufmannes. Freilich kann man wohl annehmen, daß jene Mordthat eben das drastische Mittel war, dem einst so ungezügelten Charakter diese entgegengesetzte Wendung zu geben. Hufnagel-Hobnail sammelte nach und nach ein Vermögen, stellte sich auf eigene Füße und

ward bald einer der ersten — Kaffeehändler in Calcutta. Nach sechzehnjährigem Aufenthalt daselbst heiratete er, einer plötzlichen Marotte folgend, ein Hindumädchen, das schon ein Jahr später starb, ihm die Tochter hinterlassend, welche ihm jene große, bewundernswerthe Liebe einflößen sollte, die seinem Charakter einen versöhnenden Schimmer gibt." . . .

* * *

Zur selben Zeit, als Herold mit Perneck und dessen Gattin die Reise nach Bengalen unternahm, um Europa für immer hinter sich zu lassen, vollzogen sich am X-schen Herzogshöfchen Ereignisse, welchen die große Welt allerdings kein besonderes Interesse entgegenbrachte, die aber für das Ländchen von sensationeller Bedeutung waren. — Herzog Josef Wladimir, der seine Gesundheit ernstlich angegriffen fühlte, dankte ab und übertrug seine Würde seinem Neffen Roland, dem letzten Sprossen seines Hauses, der es sich übrigens bald angelegen sein ließ, dem ehrwürdigen Stammbaum neue, kräftige Knospen anzusetzen, denn er verheiratete sich noch in demselben Jahre. Mit wem? Nun, mit keiner Prinzessin, sondern nur mit einer einfachen und noch dazu recht armen Comteß, deren Vater zwar in der That, wie er gefürchtet, bei dem Regierungsantritt des neuen Herzogs in den längst „verdienten" Ruhestand versetzt wurde, aber unter Umständen, die ihn begreiflicherweise wohl darüber trösten mußten.

Landgraf Pöckheim, dieser moderne Raubritter, mußte mit langer Nase vom Hofe abziehen; er hatte nichts erreicht als — eine demüthigende Blamage. Als er alle seine kunstvollen Lug- und Truggebäude zusammenstürzen sah, drohte er, wenigstens aus den vorhandenen Thatsachen in der herzoglichen Familiengeschichte Scandalstoff schlagen zu wollen, aber Herzog Roland war nicht der Mann, sich damit schrecken zu lassen.

„Thun Sie, was Ihr schönes Herz Ihnen eingibt, edler Mann!“ hatte er ihm lachend gesagt. „Ich scheue mich nicht vor der öffentlichen Meinung. Meine Waffen sind — Wahrheit und Offenheit und das Bewußtsein meines tadellosen Rechtes!“

Seine Erlaucht versuchte sich noch drei Jahre lang durch das Hazardspiel, dieses Refugium so vieler gleichgestimmter Seelen, über Wasser zu halten, und als ihm die Gläubiger den letzten Koffer gepfändet hatten, griff er zu einer bei Leuten seines Schlages nicht ungewöhnlichen Radicalcur, zu einer — Pille, welche ihren Weg durch einen Revolverlauf ins Gehirn nimmt. Am Spieltisch von Monaco war es, wo er sich erschoß. — — — — — —

Als im Sommer Buerstenbinder und Sauser die Vorbereitungen zu ihrer Doppelhochzeit trafen, hielten sie es doch für Freundschaftspflicht, den guten Fritz Lehmann von dieser erfreulichen Schicksalswendung zu unterrichten. Der Marinemaler hatte aber sein Versprechen, „jede Woche“ einen Brief zu schreiben, so schlecht gehalten, daß sie ihre Nachrichten an den Kunsthändler Camelli in Rom adressiren mußten, von welchem anzunehmen war, daß er den Aufenthalt des in Italien Herumbummelnden eher wisse. Und siehe, das hatte noch mehr Erfolg, als die beiden Bildhauer gehofft, denn statt eines Gratulationsschreibens kam — Wasserlehmann eines schönen Tages in eigener Person nach Berlin, achtundvierzig Stunden vor Ediths und Renates Hochzeit.

„Wenn ich auch meine Schreibfaulheit nicht überwinden konnte,“ erklärte er lachend, „so konnte ich es mir doch nicht nehmen lassen, bei eurem gemeinsamen Jubelfest als Trauzeuge zu fungiren. — Also macht rasch, Kinderkens, ich habe nicht allzuviel Zeit! Nächste Woche reise ich nach Holland — vlämische Seestudien zu machen. Es liegt euch ja nichts daran, mich wieder los zu werden. Ich kenne das bei euch verliebtem Volk! Also vorwärts, ich setze meine

Unterschrift unter die Ehecontracte, gebe euch meinen väterlichen Segen und verabschiede mich. Der Mohr hat seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan — und kann gehen!“

An der Hochzeitstafel kam das Gespräch auf die künstlerische Sturm- und Drangperiode der beiden neugebackenen Ehemänner, auf ihren Aufenthalt im sonnigen Italien.

„Gott Strambach! ja, das hätt' ich bald vergessen!“ rief Wasserlehmann plötzlich. Er war in heiterster Stimmung und hatte schon ein halb Dutzend fulminanter Tischreden



vom Stapel gelassen, welche einen ganzen Citatenschatz, natürlich immer in den bei ihm so beliebten Varianten, zum Schmuck gehabt. „Denkt euch nur, ich habe unsere Zigeuner — das heißt allerdings nur zwei: Carl den Dicken und Robespierre — in Rom wiedergesehen!"

„Ah! Was ist's mit Ihnen?" fragte Buerstenbinder interessirt. „Und warum den schönen Fridolin nicht auch? Hat er vielleicht wirklich zu der so oft verlangten „„Pistole"" gegriffen?"

„Nee, er ist nach seinem heimatlichen Sachsen zurückgekehrt. In Chemnitz hat er einen entfernten Onkel, einen Gardinenfabrikanten oder so was dergleichen, aufgestöbert. In dessen Geschäft arbeitet er jetzt als Musterzeichner. Soll ihm recht gut gehen. — Carl Spieß, das Bierfaß, hat eine Köchin mit Ersparnissen geheiratet und mit derselben — oder vielmehr mit deren besagten Ersparnissen eine Wirthschaft an der Porta del Popolo eingerichtet, wo er den Römern die Bekanntschaft mit bayrischem Gerstensaft vermittelt. Sein Geschäft geht brillant; diese Birraria war eine famose Idee. Ich war selber dort. Nur fürchte ich, daß ihn ein Gast zu Grunde richten wird, der nämlich immer bloß anschreiben läßt. Es ist Robespierre, der dürre, gallige Blechschmidt. Der ist allein seiner Kunst treu geblieben — sofern man darunter nämlich die Fähigkeit der spirituösen Flüssigkeitsvertilgung versteht, denn gemalt hat er wohl schon seit Jahren nichts mehr. Das ist auch die einzige edle Seite an ihm. — Aber lassen wir diese Gesellen! Sie geben kein Thema für unsere heutige Gesellschaft. — Nochmals, meine Damen und Herrn, stoßen Sie mit mir an — auf das Wohl unserer beiden Paare! Sie leben hoch! hoch!! hoch!!!"

Und wieder klirrten die überschäumenden Champagnerkelche aneinander. Ueber dem lauten Jubel und dem Wirrwarr der sich von ihren Sitzen erhebenden Gäste, sahen Michael und Hans ihren in Schönheit strahlenden Frauen

Edith und Renate in die von einer holden Gluth belebten Augen, und ihre Hände fanden sich unter der Serviette wieder einmal zu einem herzinnigen, immer dasselbe und eben darum so viel sagenden Händedruck. — Wasserlehmann, der das bemerkt hatte, war indiscret genug, darüber zu lachen.

„Laßt mich — der Weihe des Augenblicks entsprechend — euch noch ein biblisches Citat vorsetzen, meine Theuren. Wie heißt es im Buch Mosis? Der Herr sah, was er allhier geschaffen — und siehe da, es war sehr gut!“





Auf der Schwelle.

Roman von Leon de Tinseau.

Autorisirte Uebersetzung von Adolph Schulze.

I.

Zwischen den gewaltigen ehernen Löwen, welche die Nilbrücke in Kairo zu bewachen scheinen, wogt eine so bunt zusammengewürfelte Menge auf und ab, wie sie das Auge auf keinem anderen Punkte der Welt zu beobachten vermag.

In dem schmalen, von doppelten Schutzwänden aus Eisenblech begrenzten Gange treffen die Antipoden der Civilisation, die beiden Pole des Erdballs, zusammen und vermischen sich mit einander. Wenn wir Zeit und Stunde richtig wählen, können wir sehen, wie das Dromedar der nach monatelangem Wüstenmarsch aus dem Sudan zurückkehrenden Karawane, mit seinen kahlen Lippen den Sonnenschirm einer brustkranken, russischen Fürstin streift, die, in leichte Pelze gehüllt, in ihrer prächtigen Victoria nach

Gesireh fährt, um auf der berühmten Promenade der Insel mit ihrer Toilette zu prunken. Während der fünf Minuten, die wir brauchen, um die blauen Fluthen des Stromes zu überschreiten, begegnen uns Vertreter aller möglichen Menschenracen: fast nackte Sclaven; in ihre Kaftans gehüllte salonichische Juden; Syrer in enganliegender, gestreifter Sutanella; Derwische mit dem zuckerhutartig geformten Filz auf dem Kopfe; französische Kapuzinermönche; egyptische Eclaireurs, zusammengekauert auf dem rothen Sattel ihrer Kameele hockend; englische Officiere in scharlachrothen Waffenröcken; Vollblutaraber, prächtige Gestalten in malerisch drapirten, schwarz und weißen Gewändern; und wenn wir genau Acht geben, entdecken wir vielleicht auch einen Vertreter des fernsten Orients in einem Sohne des himmlischen Reiches, der seine Beine auf dem festen Lande geschmeidig macht, während in dem engen Canal langsam das Packetboot dahingleitet, auf dem er sich in Port-Said oder in Suez einzuschiffen gedenkt.

In diesem blendenden Durcheinander, unter der in ewiger Glut strahlenden Sonne, in dem betäubenden Gewirr fremdartiger, nie gehörter Laute verliert selbst der an den aufreibendsten Verkehr gewöhnte Großstädter den Kopf, wie ein eben gelandeter Provinciale.

Und doch schlenderte am ersten Freitage des Monates Januar 188 . . gegen drei Uhr Nachmittags ein echter Wiener Flaneur, die Hände in den Taschen seines Touristenjackets, mit solcher Gemüthsruhe über die Brücke des Kasr-el-Nil, als ob er daheim auf der Ringstraße dahinschritte. Man errieth auf den ersten Blick, daß der kräftige, hochgewachsene Mann mit der geschmeidigen, ungezwungenen Haltung, der kaum die Dreißig überschritten hatte, kein Neuling im Reisen war; überdies ließ auch schon der Helm von weißem Baumwollstoff — eine zu jener Jahreszeit ungewöhnliche Kopfbedeckung in Kairo — erkennen, daß er aus dem Süden des rothen Meeres kam.



Offenbar war diese eigenartige Persönlichkeit, die sich einen Spaß daraus machte, zu Fuß zu gehen, in einem Lande, wo die Nothwendigkeit, sich seiner Beine zu bedienen, mit dem demüthigenden Geständniß der größten Armuth gleichbedeutend ist, kein alltäglicher Reisender. Ebenso wenig aber war er auch blasirt; denn er beobachtete das malerische Leben und

Treiben auf der Brücke, wenn auch ohne Erstaunen, doch mit augenscheinlichem Vergnügen. Er ließ sich mit der Menge treiben, wie ein Mensch, der es nicht eilig hat. Bald mußte er einem Wasserträger ausweichen, der unter der Last eines unförmlich aufgetriebenen Bockfellschlauches daherkeuchte, bald wieder kam ihm eine Heerde rothschеckiger Ziegen in den Weg. Halbnackte Straßenjungen huschten ihm zwischen den Beinen durch, blinde Bettler streckten ihm die schmutzigen Hände entgegen, während sie unaufhörlich ihre eintönige Bitte um ein Almosen herunternäselten; mit dem im Munde der Orientalen so weich klingenden Rufe: El Moyah, reichten kleine Mädchen ihm jene Krüge aus inländischem Thon entgegen, die die Eigenthümlichkeit haben, daß das Wasser sich in ihnen immer frisch erhält.

Am wenigsten interessirten ihn die Frauen, so zahlreich sie auch in dem Getümmel vertreten waren. Die meisten von ihnen gingen barfuß und trugen den faltigen Ueberwurf aus blaugewürfeltem Kattun mit breitem, dunklem Rande, der die Uniform für die Egypterin der unteren Classen zu sein scheint. Die Frauen der Fellahs im blauleinenen Ueberwurf, der die magere Brust sehen ließ, hatten ihre nackten Kinder, elende, schlecht genährte Geschöpfe mit unförmlich aufgetriebenem Bauche, rittlings auf den Schultern. Uebrigens waren bei allen, mit Ausnahme weniger Solarinnen, deren Nase mit einem silbernen Nagel durchbohrt war, nur die vielfach entzündeten Augen sichtbar. Die Augenentzündung ist auch eine jener Plagen, welche Moses im Lande der Pharaonen zurückgelassen hat. Ohne rechts und links zu sehen und ohne selbst angesehen zu werden, schritten die Frauen unbehelligt durch die Menge. Kein Muselmann wird auf den Einfall kommen, eine von ihnen auf der Straße anzureden; aber es dürfte schwer sein, zu entscheiden, ob Achtung, Furcht oder Geringschätzung die Ursache dieser Zurückhaltung ist.

Ein anderes, nicht minder malerisches Bild bot sich

den Augen auf der Mitte der Brücke. Hier wimmelte es von Last- und Reitthieren, die, von Sporn und Peitsche getrieben, sich stießen, drängten und durcheinander schoben. Die hölzernen Achsen der schwerfälligen, von grauen Ochsen mit nach vorn gebogenen Hörnern gezogenen landesüblichen Fuhrwerke streiften brüderlich die lackirten Felgen der eleganten Landauer. Herren aus der vornehmen Gesellschaft in dem schmucklos langweiligen, schwarzen Ueberrock ließen ihre wundervollen Pferde mit den prächtigen, bis zur Erde reichenden Schweifen vorübertänzeln. Auf Kameelen, die mit langen Leinen an einander geknüpft werden, kamen Araber oder Bauern aus der Umgegend vorbei. Gravitätisch, mit gekreuzten Beinen saßen sie auf ihren hochbeinigen Thieren, immerfort deren Bewegungen folgend, so daß es aussah, als ob sie unaufhörlich tiefe Verbeugungen machten. Manche von ihnen, die zum ersten male eine Stadt sahen, betrachteten mit ernster Miene und stolz verhaltener Neugier die herrlichen Paläste und die tausendfenstrigen Kasernen, die ihnen den Horizont der Wüste, den einzigen, den ihre Augen kannten, verdeckten. Jeder noch irgendwie passirbare Raum war durch zahllose Esel, die unter der Last ihrer Kummete und Bergen von hoch aufgestapelten Körben oder auch eines wohlbeleibten Imams mit blendend weißem Musselinturban dahertrotteten.

Am Ende der Brücke theilte sich der Strom. Die Bescheidenen, die Arbeiter und die Armen, nämlich Ochsen, Esel und Kameele, wandten sich links nach den Vorstädten oder nach jener endlos einsamen Straße, in der die Pyramiden die Meilensteine bilden. Die Müßiggänger und Großen dieser Welt aber wandten sich rechts nach der eleganten Freitagspromenade.

Auf der am Ufer entlang führenden, von gigantischen Mimosen beschatteten Straße schlugen die Victorias der hohen Beamten und Coupés ihrer Frauen eine schnellere Gangart an. Vor ihnen her aber eilten die Sais oder Läufer,

deren unermüdliche Beine sich bronzefarben von den schneeigen Falten ihrer weißen Pumphosen abhoben. Wenn man sie mit ihren vergoldeten Kappen und dem reichgestickten Wams in vornübergebeugter Haltung dahingleiten sah, konnte man glauben, einen von weißen Flügeln getragenen Schmetterling mit buntfarbigem Brustschild zu sehen. Nicht minder zahlreich waren die Wagen, welche die europäische Colonie, Diplomaten, Bankiers, Kaufleute und einfache Touristen ins Freie führten. Hinter einzelnen Spiegelscheiben erblickte man die bleichen Gesichter junger Mädchen, mit fieberglänzenden Augen ein krankhaft abgelebtes Männerantlitz. Es war, als ob sie daran erinnern wollten, daß die Hauptstadt Egyptens die letzte Zuflucht brustkranker Millionäre ist. Aber wer konnte inmitten dieser glänzenden Menge, unter dem Laubwerk, durch dessen Zwischenräume die Sonne ihre heißen Strahlen von einem ewig blauen Himmel heruntersandte, daran denken, daß in jener Zeit in unsern Breiten der Winter herrscht und von einem Pol zum andern der Tod?

Zwischen den beiden Wegen, von denen der linke nach der Wüste und den Pyramiden, der zur rechten aber nach der Insel Gesireh, dem egyptischen Longchamp führte, blieb unser Spaziergänger im weißen Helm einen Augenblick unschlüssig stehen. Dann schlug er, ohne zu wissen, warum, den Weg zur Rechten ein. „Das mußte so kommen,“ würde ein muhamedanischer Erzähler gesagt haben. Hätte er seinen Spaziergang nach links fortgesetzt, so würde das ganze Leben Albert von Wildenbrandt's sich anders gestaltet haben.

Kaum hatte er hundert Schritte in der Richtung nach dem Schlosse von Gesireh zurückgelegt, so wurde die Menge weniger malerisch, aber sie blieb immer noch interessant genug; die seidenen Vorhänge gewisser geheimnißvoller Coupés waren bei Seite geschoben, und in dem harmonischen Halbschatten bemerkte der junge Mann die Königinnen der

eingeborenen eleganten Welt. Alle trugen den Feridje aus schwarzem Satin mit dem durchsichtigen Yachmak von Musselin. Die meisten von ihnen waren schön und zeigten sich in ihrem Aeußern als Damen von correcter, vornehmer Haltung. Der abschreckend häßliche Aufseher, welcher neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, war der einzige, welcher einen Schatten von Sclaverei auf das Gemälde warf, aber auch mehr scheinbar, als in Wirklichkeit.

Die Legende von der in ihrem Harem gefangenen und nach Abenteuern lüsternen Zuleika, die sich hinter vergoldeten Gittern vor Sehnsucht und Langeweile verzehrt, existirt nur noch in verspäteten Feuilletons und an den Wänden des „Salons."

In einer Victoria, die von einem Kutscher in tadelloser Wiener Livrée gelenkt wurde, saß ein Herr mit bleichen, abgespannten Zügen, die jedoch trotz der Krankheit ein unverkennbar vornehmes Gepräge trugen.

„Ich möchte wetten," sagte er zu der neben ihm sitzenden jungen Dame, „daß ich soeben Wildenbrandt drüben auf dem Trottoir gesehen habe."

Mit seinem Spazierstock berührte er den Rücken des Lakaien vorn auf dem Bock.

„Sagen Sie dem Kutscher, er soll umkehren und sich dem Herrn, der da drüben allein geht, zu nähern suchen."

„Sehr wohl, gnädigster Herr Graf."

In der Nähe des jungen Mannes angekommen, richtete sich der Besitzer des Wagens in die Höhe.

„Wildenbrandt" rief er.

Der Angerufene stutzte und wandte die Augen nach dem Wagen. Einen Augenblick zögerte er noch, als ob er seiner Sache nicht ganz sicher sei; dann rief er freudig überrascht:

„Hochstein! Ist es möglich? Was machst du in Kairo?"

Plötzlich fiel es Albert von Wildenbrandt ein, daß sein Freund nicht allein war und die hastige Verlegenheit,

mit welcher er den Hut vom Kopfe riß, lockte eine leichte Heiterkeit in die trüben Augen des Grafen.

„Sei ohne Sorge," sagte er, „ich habe mich nicht verheiratet seit unserer letzten Begegnung, die allerdings schon so etwas wie zwei Jahre her ist."

Albert hielt immer noch seinen Hut in der Hand; er hatte offenbar nicht ganz begriffen. Mit einer Prüderie, die für gewöhnlich nicht sein Fehler zu sein schien, fuhr Hochstein fort:

„Herr von Wildenbrandt, ich lese einen beleidigenden Zweifel in Ihren Augen; ich habe diese junge Dame nicht entführt. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich eine Schwester habe?"

„Die Comtesse wird mir verzeihen," sagte Albert sich verbeugend; „aber sie trägt einen Schleier, dichter, als die Muhamedanerinnen und außerdem glaubte ich auch — ich dachte —"

„Du glaubtest, sie wäre im Kloster; aber wie du siehst, hat sie das Ordenskleid an den Nagel gehängt."

„O, Leopold," seufzte das junge Mädchen vorwurfsvoll. Die Worte ihres Bruders hatten sie sichtlich verstimmt.

„Sieht es nicht aus, als ob ich sie in ihrer Ehre gekränkt hätte?" sagte Hochstein, die Brauen zusammenziehend. „Ich habe gescherzt, lieber Freund. Das Kleid ist nur noch nicht fertig."

„Und das Haar noch nicht abgeschnitten, Gott sei Dank," fügte Wildenbrandt hinzu, indem er die prächtigen goldenen Flechten betrachtete, die zwischen dem Sammet der Kapote und des Mantels hervorschimmerten. „Ich kenne Ihren Bruder seit unserer Kindheit, gnädiges Fräulein; in den letzten zwei Jahren haben wir uns nicht gesehen; aber er hat sich, wie ich sehe, nicht verändert."

„Ich mich nicht verändert?" sagte Hochstein sehr ernst. „Alle Teufel, hast du Augen! Doch setze dich zunächst ein-

mal da auf den Klappsitz; ich habe seit dem vorigen Winter ein kleines „Wehweh," das mir ein Recht darauf gibt, den besten Platz zu behalten. Und nun erzähle uns deine Geschichte und sieh, daß du meine Schwester ein wenig zum Lachen bringst; seit wir in Egypten sind, ist sie nicht viel dazu gekommen. Vor allen Dingen möchte ich wissen, woher du mit dem indischen Kopfputz kommst."

„Direct aus Indien und den benachbarten Orten. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Oesterreich."

„Hoffentlich fährst du nicht schon heute Abend?"

„Beinahe; mein Dampfer ist gestern beim Morgengrauen in Suez angekommen, wo man uns der Cholera wegen eine dreitägige Quarantäne auferlegt hat. Dazu zwei Tage im Canal, einer zur Fahrt nach Alexandrien, macht eine Ersparniß von fünf Tagen. Soeben bin ich mit der Bahn hier angekommen; gerade zur Frühstückszeit."

„Und die Quarantäne?"

„Einfache Geldfrage, lieber Freund, wie Alles im Orient. Diese Nacht habe ich mich aus dem Staube gemacht .... im Boote des Aufsichtsbeamten. Denuncire ihn nicht, ich thue es auch nicht. Ich müßte sonst noch mehr „Backschische" zahlen, um nicht eingesperrt zu werden."

„Du hattest wohl nicht gedacht, uns hier zu treffen?"

„Wie konnte ich! Nachdem ich im Hôtel Shepheard gefrühstückt hatte, schlenderte ich aufs Gerathewohl dahin. Ich bin der Menge gefolgt und du siehst, sie hat mich gut geführt. Doch jetzt ist es an dir, zu erzählen."

„Ach ich!" sagte Graf Hochstein, „ich bin — den Verordnungen meines Arztes gefolgt."

Bei diesen Worten wandte das junge Mädchen sich ab. Leopold machte dem Freunde ein Zeichen mit den Augen und fuhr dann in weniger düsterem Tone fort:

„Uebrigens habe ich schon immer gewünscht, einmal einen Winter in Egypten zuzubringen."

„Sollte der Wiener Winter nicht mehr die alte Anziehungskraft für dich haben?“

„Seit ich dich zuletzt gesehen habe,“ fuhr Leopold, seine Frage überhörend fort, „hatte ich das Unglück, meine Mutter zu verlieren.

„Damals war ich noch in der Heimat, aber weit von Wien.“

„Ich weiß, ich weiß. Dein Beileidsschreiben kam aus den Bergen Tirols,“ sagte Hochstein mit einem mysteriösen Lächeln.

Albert war durchaus nicht geneigt, es zu erwidern; aber auch Leopold wurde jetzt ernst.

„Ich erinnere mich,“ fuhr er in fast hartem Tone fort; „du schriebst mir damals: „Wenigstens ist dir ein Trost geblieben: Die Liebe deiner Schwester.“ Du hattest leider Unrecht; auch dieser Trost wird mir nicht bleiben. Du kanntest eben nicht die fromme, hochehrwürdige Frau von Sernowitz, Aebtissin der Congregation der . . . innen. Diese fromme Dame fand in ihrer Weisheit, daß meine Schwester für das Kloster geboren sei und da sie als Tante eine einflußreiche Stimme im Rath hat, verdrehte sie diesem Kind den Kopf, daß es nur noch von Rosenkranz und Büßerhemd träumt. Du siehst also, ihr Verlust für mich ist nur noch eine Frage der Zeit.“

„Wie ungerecht du bist, Leopold,“ antwortete das junge Mädchen mit sanfter, aber gleichwohl bemerkenswerth fester Stimme. „Bin ich nicht bei dir? Bin ich dir nicht sofort nach Egypten gefolgt, als du meiner bedurftest? Und würde ich dir nicht bis ans Ende der Welt folgen? Wozu also diese ebenso grausame, wie unzutreffende Behauptung!“

Die Comtesse von Hochstein und der junge Mann ihr gegenüber wechselten einen Blick miteinander, in dem sich auf beiden Seiten eine unverkennbare warme Theilnahme kundgab. Namentlich das junge Mädchen fühlte sich angenehm überrascht. Sie empfand es mit lebhafter Dank-

barkeit, daß dieser Freund ihres Bruders, ein Weltmann wie er, sich nicht beim ersten Wort gegen sie erklärt hatte.

„Ein wahres Glück für mich, daß ich dich dieses Jahr brauchte und nicht im nächsten," brummte Leopold. „Ich hätte mich sonst mit deinen Gebeten hinter dem Klostergitter zufrieden geben müssen. Doch verzeih', lieber Freund, daß ich dich mit diesen Krankengeschichten langweile. Da siehst du, was aus einem Menschen werden kann."

„Fühlst du dich denn wenigstens besser, seit du in Kairo bist?"

„In jedem Fall nicht „besser" genug, um die Last zu rechtfertigen, die ich verschiedenen Menschen verursache; ganz abgesehen von diesem armen Kinde, das sich hier zum Sterben langweilt, nicht wahr, Therese? Sei einmal ehrlich!"

„Ich bitte Sie, Herr von Wildenbrandt," sagte das junge Mädchen mit augenscheinlich etwas erzwungener Lustigkeit, „hören Sie nicht auf die Verleumdungen meines Bruders. So lange ich auf der Welt bin, erinnere ich mich nicht, mich je auch nur eine Minute gelangweilt zu haben. Und nun sollte ich mich gar hier in Egypten mit seiner malerischen Scenerie, seinen überwältigenden Denkmälern, langweilen! Wie bedaure ich Sie, daß Sie nur so kurze Zeit hier bleiben! Konnten Sie sich denn nicht für einen längeren Aufenthalt einrichten?"

„Ich konnte nicht daran denken, gnädiges Fräulein, weil ich die Absicht hatte, den ganzen Winter in Indien zu bleiben. Aber die Actionäre einer Gesellschaft, bei der ich, wie ich glaube, eine Art Stellung als Aufsichtsrath einnehme, haben es anders beschlossen. Gegenwärtig steht der Gesellschaft das Messer an der Kehle, und man behauptet, daß die Katastrophe nicht eingetreten sein würde, wenn ich da gewesen wäre, eine allerdings sehr schmeichelhafte Illusion, aber . . ."

„Man verlangt Geld von dir," vollendete Hochstein, dessen Gesicht sich allmälig wieder aufgeklärt hatte.

„Ja, man schätzt meine Verantwortlichkeit auf ungefähr 50,000 Gulden.“

„O, o, das ist eine bedenkliche kleine Summe. In deinem Interesse hätte ich es lieber gesehen, wenn man etwa das Hundertfache verlangt hätte. Ich habe gute Freunde gehabt, die in einem ähnlichen Falle zur Zahlung von, ich weiß nicht wie viel, Millionen verurtheilt waren. Sie haben nicht einen Pfennig bezahlt und leben vergnügt wie in Abrahams Schoß; ein Schelm, der mehr gibt, als er hat.“

„Ich hoffe, mich ebenso billig wie deine Freunde aus der Affaire zu ziehen, indem ich meinen Proceß gewinne. Der Termin ist in der nächsten Woche; ich komme gerade noch zur rechten Zeit an. Natürlich darf ich mich unterwegs nicht mehr aufhalten.“

Die Sonne war hinter der Mimosenallee am anderen Ufer der Insel verschwunden.

„Nach Hause,“ rief Hochstein dem Kutscher zu.

Fünf Minuten später fuhr der Wagen über den Nil zurück und rollte dann im scharfen Trabe durch die prachtvollen Avenuen des Ismael-Viertels mit seinen italienischen Palästen und Gärten, deren hohe Mauern nur die gelblich schimmernden Kronen der Palmen sehen ließen.

Unterwegs erneuerte Albert seine Bekanntschaft mit der Comtesse von Hochstein, indem er ihr erzählte, daß er sie im Alter der letzten kurzen Kleider wiederholt bei der Gräfin gesehen habe.

„O ich erinnere mich wohl,“ sagte das junge Mädchen, „mein Bruder hatte Sie sehr gern.“

„Ich habe ihn auch heute noch gern, sehr gern!“ sagte Leopold und griff in plötzlicher Aufwallung nach der Hand Alberts. „Das kommt davon, wenn man sich so selten sieht. Es gibt gar kein besseres Mittel, die Freundschaft zu erhalten. Aber was meinst du, Therese, wollen wir diesen Quarantänenflüchtigen nicht zum Abendessen einladen?“

„Gewiß, wir bitten darum, Herr von Wildenbrandt; hoffentlich haben Sie keine früheren Verpflichtungen?"

„Das nicht, gnädiges Fräulein," sagte Albert lächelnd, „aber ich habe leider auch keinen Gesellschaftsanzug, und ich weiß, daß hier zu Lande im Winter eine sehr strenge Etikette herrscht."

„Nicht einmal einen schwarzen Rock hast du?" rief Graf Hochstein, die Augen zum Himmel aufschlagend. „Unglücklicher, du wirst uns in Mrs. Crowes Augen mit Schande bedecken."

„Wer ist Mrs. Crowe?"

„Der Schutzengel dieser jungen Dame, oder um mit der Sprache des niedrigen Erdenlebens zu reden, ihre Gesellschafterin; Tante Sernowitz hat sie selbst ausgesucht. Im Interesse meiner Schwester ist sie irländische Katholikin, außerdem aber noch in reiferen Jahren und wenig verführerisch, das natürlich nur in meinem Interesse. Ehe sie zu uns kam, war sie bei einem englischen Pair mit drei jetzt verheirateten Töchtern, von denen jede ihr besonderes Ponnygespann und ein Reitpferd hatte. Sie betrachtet uns daher auch nur als einigermaßen anständige Bettler. Sonst aber ist sie die personificirte Correctheit. Eines Tages, als sie in Folge eines Reiseunfalles zum Diner kein anderes Kleid besaß, hat sie das, was sie auf dem Leibe trug, wenigstens umgewandt; wobei ich allerdings gestehen muß, daß die Wirkung kaum mehr weniger harmonisch war."

„Ich kenne keinen ungerechteren Menschen, als meinen Bruder," sagte die Comtesse, „wenn es sich um die arme Mrs. Crowe handelt."

„Wollte meine Schwester Alles sagen, was sie denkt, so würde sie mich noch der Undankbarkeit beschuldigen. Mrs. Crowe ist die Witwe eines Officiers, dem sie mit neunzehn Jahren nach Indien folgte und der vor etwa dreißig Jahren dort gestorben ist."

„Sie beweint ihn noch immer,“ unterbrach Therese.

„Nun ja, in dieser Beziehung geht es mit den Männern genau wie mit den Regenschirmen. Man bedauert ihren Verlust um so mehr, je weniger man sie benutzt hatte. Aber ohne die Ruhe des Verstorbenen in seinem Grabe stören zu wollen, glaube ich doch, daß seine Witwe eine kleine Schwäche für mich hat. Süße Kathleen! (So heißt sie nämlich!) Du wirst meine letzte Eroberung sein, die letzte Blume, die den Abend meines Lebens mit ihrem zarten Duft durchhaucht. Nach dem Essen werde ich sie bitten, uns „the last rose of summer“ zu singen. Du wirst sehen, was sie mir dabei für Blicke zuwirft; aber weißt du, keine illoyale Nebenbuhlerschaft.“

„Sei ohne Sorge, ich verliebe mich nicht so leicht.“

„Ach richtig, ich vergaß ... übrigens wird sie dich schlecht erzogen finden. Sie behauptet, daß es überhaupt keinen Oesterreicher gibt, der sich bei Tische richtig zu benehmen versteht. Vor vierzehn Tagen war einer unserer Elegants aus dem „Casino“ auf der Durchreise bei uns zu Tisch. Nachdem er gegangen war, hat Mrs. Crowe uns die Fehler aufgezählt, die er bei Tische gemacht hat. Es waren nicht weniger als siebzehn. Gott sei Dank, daß er die Kritik nicht gehört hat, er hätte sich todt geärgert.“

Fräulein von Hochstein ganz glücklich, ihren Bruder so heiter zu sehen, ließ ihre großen blauen Augen unverwandt mit liebevollem Ausdruck auf ihm ruhen. Als der Wagen hielt, stützte sie sich leicht auf die Hand, welche Albert ihr entgegenstreckte.

„Sie haben meinen Bruder in einer halben Stunde mehr aufgeheitert, als ich in vier Wochen vermochte. Der arme Leopold!“

Der Graf hatte dem Kutscher einige Anweisungen gegeben und infolge dessen die letzte Bemerkung nicht gehört.

„Du kommst doch mit hinein?“ fragte er, sich wieder zu dem Freunde wendend.



„Nein. Wenn Mrs. Crowe so kritisch ist, dann will ich doch lieber erst nach dem Hotel zurückkehren, um mich wenigstens einigermaßen salonfähig zu machen. Außerdem möchte ich mir auch noch eine anständige Kopfbedeckung kaufen."

Auf der Straße kam soeben ein lediger Esel vorbei. Albert hielt ihn an und schwang sich mit einer leichten Bewegung hinauf.

„Du kennen Hotel Shepheard?" fragte er den kleinen barfüßigen Eseltreiber.

„Hotel Schebah? O ich kennen, tschelebi!"

Und im Galopp flog das Trio davon.

„Der Glückliche!" seufzte Hochstein, während er Albert nachblickte. „Kraftvoll, rüstig und ein langes Leben vor sich."

„Leben seine Eltern noch?" fragte Therese.

„Nein, er ist ganz allein auf der Welt; aber wenn man gesund ist —"

Mit einem muthlosen Achselzucken trat er in das Haus, ohne den kummervollen Blick seiner Schwester zu bemerken.

II.

Nach dem Tode des alten Grafen, des Vaters der beiden Geschwister, belief sich ihre jährliche Rente auf 100.000 Gulden, trotzdem daß der Verstorbene stets auf großem Fuße gelebt hatte. Er selbst wäre auch schwerlich im Stande gewesen, über seine Vermögenslage Auskunft zu geben, da er nie in seinem Leben gerechnet hatte.

„Das ist in unserem Hause nicht Brauch,“ pflegte er stolz zu sagen.

Der Sohn hatte sich gehütet, von dem väterlichen „Brauch“ abzugehen. Mochte es sich um eine Cigarre für ihn, um ein Gespann für seine Mutter oder um ein Bouquet für eine Freundin handeln, seine einzige Sorge war nur die: stets das Beste zu bekommen. Zwischen Albert von Wildenbrandt, seinem Jugendfreunde, und ihm, hatte sich, seit sie in das Leben eingetreten waren, stets ein gewisser Gegensatz gezeigt, der ab und zu seinen Schatten auf ihre Freundschaft warf.

Baron von Wildenbrandt, kräftig gebaut, von hoher Statur und mit ungewöhnlicher körperlicher wie geistiger Energie begabt, that sich etwas zu gute darauf, die für den Verkehr in der Gesellschaft geltenden Regeln und Gebräuche, wenn nicht mit Verachtung, so doch wenigstens mit einer gewissen geringschätzigen Oberflächlichkeit zu behandeln. Er liebte es, in seiner Art sich zu geben, in dem Schnitt seiner Kleider und anderen Einzelheiten eine herbe, nicht selten auch spottlustige Ungezwungenheit an den Tag zu legen, die auch in seinen freien Anschauungen über Menschen und Dinge zum Ausdruck kam. Es wurde ihm daher nicht selten der Vorwurf gemacht, daß er die Welt hasse.

„So viel Mühe gebe ich mir nicht,“ pflegte er darauf zu antworten. „Ich lebe in der Welt, wie in einer

Herberge, die eine malerische Aussicht gewährt, aber schlecht in Ordnung gehalten wird, ich bringe mein eigenes Bett und Tischzeug mit, weil die Sauberkeit des Quartiers mir nicht allzu viel Vertrauen einflößt."

Hochstein dagegen nahm die Welt, wie sie war, mit all ihren Lastern und Lächerlichkeiten. Seine Eigenliebe fühlte sich selbst durch die Rolle des Höflings nicht verletzt, vorausgesetzt nur, daß er auch gleichzeitig der Günstling war.

Der junge Graf reiste wie ein Fürst. Albert war daher auch wenig erstaunt, das von den Geschwistern bewohnte prächtige Haus in der Bulak-Avenue mit demselben Luxus eingerichtet zu finden, wie ihr Palais in Wien, zu der Zeit, da er noch in der „Gesellschaft" verkehrte. Die Tischkarte war mit demselben Raffinement zusammengestellt; dieselbe geräuschlose vornehme Etiquette herrschte bei der Dienerschaft, und blendendes Silbergeschirr zierte die Tafel genau wie früher. Der alte, im Dienste der Familie ergraute Haushofmeister stand hinter dem Stuhle seiner jungen Herrin mit demselben würdevollen Ernst wie einst hinter dem der verstorbenen Gräfin, deren schönes vornehmes Antlitz niemals lächelte.

Ohne die Anwesenheit des egyptischen, zur Aushilfe engagirten Dieners hätte kein Mensch geglaubt, daß der Nil und nicht die Donau in geringer Entfernung vorbeiströmte. In weißem, bis auf die Knöchel herabfallenden Gewande, andächtig wie ein Priester des Apis glitt der Orientale mit seinen rothen Pantoffeln auf dem spiegelblanken Parquet einher, ohne sich jedoch der Tafel selbst zu nähern; die Schüsseln wurden ihm von dem Haushofmeister abgenommen. Es war, als ob er in seiner untergeordneten Stellung nicht würdig sei, an den schauererweckenden Ceremonien eines geweihten Dienstes Theil zu nehmen.

Fräulein von Hochstein trug die Toilette, die sie jeden Abend anlegte, selbst wenn sie, was nicht oft der Fall war, Gäste bei Tische hatte. Sie trug ein schwarzes Kleid von leichtem Satin, der lose gewebt war, um den Glanz der

Seide nicht aufkommen zu lassen. Seit sie sich als zukünftige Himmelsbraut betrachtete, hatte sie trotz aller Bitten ihres Bruders jeden, auch den bescheidensten Schmuck bei Seite gelegt.

„Wenn ich dich so ohne Brosche und Armband sehe," sagte er, „muß ich immer an die Wohnungen denken, deren Insassen umziehen wollen und ihre Werthsachen daher bereits eingepackt haben."

Therese besaß jenen Typus von Schönheit, der, wie gewisse Kunstwerke, eine besondere Erziehung verlangt, um vollständig gewürdigt zu werden. Sie war groß und sehr schlank, aber die wunderbare Geschmeidigkeit ihrer Taille ließ unschwer erkennen, daß ihr die Hilfe und Kunstgriffe der Schneiderinnen ebenso unbekannt waren, wie den Nymphen der Diana. Der verhältnißmäßig nicht zu lange Oberkörper, die eher schmalen, als breiten Schultern, die wundervollen Linien der Büste verliehen ihrer Figur ein ideales Gepräge, welches durch den Ausdruck energischen Willens, der auf ihren Zügen lag, eher erhöht als abgeschwächt wurde.

In erster Linie aber rief schon das blonde Haar des jungen Mädchens durch seine reiche Fülle und seinen fast unbestimmbaren Farbenton eine solche Bewunderung hervor, daß man darüber die Frage, ob sie schön sei, vollständig vergaß. Keine Frau wäre häßlich gewesen mit dem mattgoldigen Gekräusel an der Stirn, das sich über den Schläfen in fluthenden Wellen fortsetzte, um am Hinterkopfe mit jenem reizenden Knoten zu enden, den die alten Bildhauer von dem Nacken badender Nymphen sich abheben ließen.

Allein selbst ohne dieses Haar wäre die Comtesse eine hervorragende Schönheit gewesen; aber der matte, fast brünette Teint, die ruhigen Augen, die wie das Meer bald im bleichen Grau, bald im Azurblau des Himmels schimmerten, der edelgeformte Mund, auf dem die etwas hervorstehende Oberlippe wie ein Siegel zu liegen schien, und

selbst die Wellenlinien des schlanken, biegsamen Halses verliehen ihrem Antlitz einen Zug discreter Zurückhaltung, als ob sie den stolzen Glanz des goldenen Diadems auf ihrem Kopfe abschwächen wollten.

Zur Rechten des Grafen saß eine kleine, ziemlich beleibte Dame, roth wie eine Tomate, mit schönen nußbraunen Augen und trotz ihres grauen Haares immer noch jugendlicher Warmherzigkeit. Sie war in eine Robe von schwerer Faille geschnürt, die bei der geringsten Bewegung knirschte, wie die Schotten eines vor Anker liegenden Packetbootes bei hoher See.

Diese ausgezeichnete, in jeder Beziehung des in sie gesetzten Vertrauens würdige Dame besaß von Natur ein begeisterungsfähiges, etwas zum Romantischen neigendes Herz, dessen Schätze an Liebe sie während der kurzen Glückszeit als Braut und Gattin nicht auszugeben vermocht hatte. Von unerschütterlicher Glaubenstreue, offenherzig und ehrlich bis zur Skrupelhaftigkeit, verbrachte Mrs. Crowe ihr Dasein unter fortwährenden inneren Kämpfen. Als enragirte Irländerin verabscheute sie die Engländer, und doch wallte ihr Herz jedes Mal entrüstet auf, wenn irgend ein Fremder in ihrer Gegenwart auf England schlecht zu sprechen war. Für Leopold hegte sie eine unerklärliche Mischung von Bewunderung und zartem Mitleid, was sie freilich nicht hinderte, ihren Helden, der nicht gerade als Tugendheld gelten konnte, bei mancher Gelegenheit sanft zu tadeln. In der Inbrunst ihres Glaubens freute sie sich einerseits, Therese zu der nach ihrer Ansicht vollkommensten Bethätigung des christlichen Lebensberufes bereit zu sehen. Aber in ihrer warmherzigen Liebe zu dem jungen Mädchen zitterte sie auch andererseits bei dem Gedanken an das bevorstehende Opfer. Blieb sie doch selbst dann ebenfalls einsam und verlassen zurück.

Diese unaufhörlichen Kämpfe zwischen widerstreitenden Gefühlen machten sie schüchtern und schweigsam; aber unter

dieser scheinbaren Unschlüssigkeit barg sich ein seltener Scharfblick und ein bewährtes Urtheil in Bezug auf Menschen und Dinge. Als Erbtheil ihres Heimatlandes war mancher seltsame Aberglaube und eine kindliche Leichtgläubigkeit an ihr haften geblieben, die der Graf bisweilen auf das Unbarmherzigste ausnutzte, um sich einen Spaß zu machen. Ihr Muth ging unter Umständen bis zur Tapferkeit, und doch konnte sie bei der geringsten Erschütterung eines Wagens erbleichen. Auf dem Wasser jagte ihr jede Bewegung des Schiffes eines Todesschrecken ein, und als es galt, einer fünftägigen Seereise zu trotzen, um Therese nach Egypten zu begleiten, hatte sie auch nicht durch ein einziges Wort merken lassen, wie schwer ihr die Erfüllung dieser Pflicht geworden war.

Seit Monaten hatte Leopold nicht mehr so geplaudert, gelacht, gegessen und getrunken wie an diesem Abend. Während sein Freund ihm mit der Laune und dem Appetit eines mit seiner Aufnahme zufriedenen Gastes den Widerpart hielt, sahen die beiden Frauen mit Entzücken auf jeden Bissen, den er zum Munde führte. Wäre Wildenbrandt Arzt gewesen, er hätte ein schönes Honorar verlangen können; die Comtesse hätte ihre Börse mit Freuden in die Hände dieses Wunderthäters geleert.

„Weißt du was, lieber Freund,“ sagte Leopold, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, wie ein Lebemann, der sich noch nicht entschließen kann, die Tafel zu verlassen, „Du solltest dein Packetboot allein fahren lassen und bei uns bleiben. Du findest Wien in Schnee begraben; wozu mit den Zähnen klappern, wenn man es besser haben kann? Hier hätten wir beinahe bei offenen Fenstern speisen können; wir werden Dir Kairo und seine Umgebung zeigen. Mrs. Crowe entziffert Hieroglyphen wie der selige Mariette-Bey, und diese junge Dame hier kennt sämmtliche Mumien von Bulak bei ihren Taufnamen. Habe ich nicht recht, Mrs. Crowe?“

Man hörte ein Knistern von Seidengewändern; dann erst erfolgte in leisem, schüchternen Tone die Antwort:

„O, Herr Graf! Ein Taufname bei einer Mumie! Das ist kein ... der Scherz ist ein bischen ... gewagt."

„Ganz gewiß!" bekräftigte Wildenbrandt, als sie ausgesprochen hatte. „Du hast vergessen, lieber Freund, was mich nach Oesterreich zurückruft; mein Proceß geht verloren, wenn ich nicht persönlich anwesend bin."

„Du kannst ja appelliren."

„Ich bin schon bei der letzten Instanz; vorher bin ich auf der ganzen Linie verurtheilt worden. Die Sache beläuft sich mit Gerichtskosten, Anwaltsgebühren und anderen Sporteln, wie ich dir schon sagte, bereits auf über 50 000 Gulden."

„Eine Bagatelle für einen Millionär wie Du, der nicht im Stande war, sein Geld auszugeben! Willst Du etwa sparen?"

„Warum fragst Du nicht lieber gleich, ob ich ein Wuchergeschäft anfangen will? Ich gebe mein Geld ja gern aus, aber ich will nicht, daß es mir genommen wird, wenn ich es nicht schuldig bin."

„Nun denn, so reise! Du bist zu gar nichts nütze," sagte Leopold mit der Launenhaftigkeit eines verzogenen Kindes, dem man einen Wunsch versagt. „Hast Du wenigstens noch so viel Zeit, um eine Cigarre mit mir zu rauchen?"

Als sie es sich auf den weichen Polstern des Rauchzimmers bequem gemacht hatten, brach der Graf, dessen gute Laune vollständig verflogen zu sein schien, zuerst das Schweigen:

„Ich möchte wissen," fragte er, „was für Betrachtungen du, als bedeutender Philosoph, über das Schauspiel anstellst, was du hier vor Augen hast?"

„Welches Schauspiel?" sagte Albert, als ob er nicht verstanden hätte.

„Das Schauspiel: Leopold von Hochstein, der reiche, schöne, elegante, von den Frauen vergötterte, unwiderstehliche Leopold, der mit dreißig Jahren nach Kairo kommt, um dort ohne Liebe, ohne Freundschaft und — der Teufel hole mich, wenn ich nicht aufrichtig bin — beinah auch ohne Bedauern an der Schwindsucht zu sterben.“

Der Baron hütete sich wohl, zu thun, als ob er den Freund trösten wolle.



„Du übertreibst," sagte er möglichst kaltblütig, „gestatte, daß ich ein wenig corrigire. Einmal bist Du nicht dreißig Jahre alt, denn du bist älter als ich, und ich zähle zweiunddreißig. Dann stirbst du auch nicht an der Schwindsucht, denn du hast vorhin ebenso viel gegessen wie ich, das heißt wie ein Drescher. In der Person Deiner Schwester hast du das Ideal einer liebevollen Pflegerin, ich, als Freund, werde hoffentlich auch noch etwas gelten, und schließlich hast Du mir vorhin selbst erklärt, daß Mrs. Crowe . . ."

„Ach, laß das Scherzen, jetzt, wo wir allein sind! Du reisest in drei Tagen ab, und Therese wird in wenigen Monaten ebenfalls hinter ihre Klostermauern zurückkehren, und zwar diesmal für immer."

„So lange du ihrer bedarfst, wird sie nicht zurückkehren. Ihre jetzige Anwesenheit hier ist der beste Beweis für ihre Hingebung."

„Du kennst die entsetzlichen Frauen nicht, die sie mir abwendig gemacht haben; sie haben vorübergehend die Zügel losgelassen. Man hat zu dem Kinde gesagt: „Du bist frei für die Zeit, die du brauchst, um deinem Bruder die Augen zuzudrücken. Suche, ihn zu bekehren, daß er beichtet, und verliere das Testament nicht aus den Augen; es handelt sich um das Wohl der heiligen Sache. Geh' also, aber wenn die Krankheit sich in die Länge ziehen sollte . . ."

„Wahrhaftig!" unterbrach Wildenbrandt den Freund achselzuckend, „man könnte dich für einen verbissenen Feind der Kirche halten! Und dabei ist es deine eigene Tante, der du eine solche erhebende Sprache in den Mund legst?"

„Frau von Sernowitz verabscheut mich, und ich gebe es ihr allerdings mit Zinsen zurück. Therese war noch nicht zehn Jahre alt, als die kalte, herzlose, berechnende Frau schon begann, den kostbaren Vogel für den Käfig

abzurichten. Freilich, sie bringt ja ihr Futter mit 50,000 Gulden Rente! Damit läßt sich etwas anfangen!“

„Lieber Freund, ich kenne dich! Wenn du einen Menschen einmal nicht leiden kannst, dann machst du ihn schwarz wie den Teufel. Aber wie dem auch sei, ein Unglück ist immer zu etwas gut. Wenn deine Schwester verheiratet und Mutter wäre, könnte sie jetzt nicht bei dir sein, um deine bösen Geister zu vertreiben, was, nebenbei gesagt, nicht immer eine angenehme Aufgabe sein mag.“

„Ich möchte dich einmal an meiner Stelle sehen, deinen eigenen Schiffbruch betrachtend. Als wir hierherkamen, zeigte man uns ein prächtiges Schiff, das an einem Felsen gescheitert war. Das Vordertheil ist bereits gesunken, aber das glänzend polirte, vergoldete Hintertheil mit seinen eleganten Cabinen steht noch. Das arme Schiff! Wie schön war es darauf, als die Schrauben sich noch munter drehten, als der scharfe Kiel rücksichtslos die heute gerächten Wogen durchschnitt, als auf seinem mit Blumen geschmückten Deck Musik und das Lachen schöner Frauen ertönte! Ah, wie mag man sich auf den armen, jetzt dem Untergange geweihten Planken geliebt haben in den sternenklaren, duftdurchwehten Nächten des Orients! Und wo sind heute die schönen Frauen? Nach welchem Ufer mag das Rettungsboot sie getragen haben? Denken sie noch an das arme, verlassene Wrack? Ich denke daran; ich habe beinahe geweint, als ich es sah. Ich mußte mir sagen: das ist das Bild meinen Lebens.“

Albert hatte Mühe, seine innere Bewegung zu verbergen, als er diese nur zu wahren Worte hörte.

„Also, wenn du jetzt stürbest,“ antwortete er mit sanftem Ernst, „würde der Verlust der Frauen und der Liebe dir den meisten Kummer machen? Und doch kann man beide so leicht entbehren.“

„Kannst du mir vielleicht sagen, großer Philosoph, ob die Frauen und die Liebe in deinem Leben oder in

meinem den größeren Raum eingenommen haben, und wer von uns sie leichter zu entbehren vermag? Ich denke immer nur an sie, um sie zu vergöttern. Einzelnen bin ich Dank schuldig, mehreren fluche ich, aber sehnen thue ich mich nach allen, selbst nach den Verfluchten. Du hast die Welt durchirrt, um eine einzige zu vergessen, deren Schultern die ganze Last Deines Fluches allein zu tragen haben. Aber sage doch, ist der alte Groll denn noch immer nicht erloschen?"

Der Baron antwortete nur durch ein bezeichnendes Kopfnicken, während sein Gesicht hinter einer Tabakswolke verschwand.

„Nun siehst du, mein Lieber, so haben wir uns also beide nichts vorzuwerfen. Die Hochsteins werden wahrscheinlich aussterben, allerdings, wie ich zugeben muß, gegen meinen Willen; und den Wildenbrandts wird es nicht besser gehen, wenn du in deiner Abneigung gegen das Heiraten verharrst. Für die Gräber der beiden Namen aber, die wahrhaftig manchen anderen aufwiegen, wüßte ich für unsere Erben keine passendere Inschrift als die Worte: „Cherchez la femme."

„So weit es dich angeht, werden sie gut thun, den Plural anzuwenden," antwortete Wildenbrandt trocken.

„Meinetwegen; jedenfalls ist mir das immer noch lieber, als wenn ich mein Leben einer einzigen geopfert hätte, obgleich ich zugeben will, daß du eine verhängnißvolle Wahl getroffen haben magst; aber wozu sich die Sache so sehr zu Herzen nehmen!"

„Wer sagt dir denn, daß ich mein Leben geopfert habe? Seit zwei Jahren führe ich ein höchst interessantes Dasein, und ich rechne stark darauf, es, wenn ich meinen Proceß gewonnen habe, noch weiter fortzusetzen."

„Ich an deiner Stelle hätte den verpönten Namen an allen Ecken ausrufen lassen. Du aber hast nicht ein Wort sagen wollen. Stück für Stück hat man dir erst

die Geschichte entlocken müssen, und was gar den Namen betrifft, so kennt ihn, glaube ich, heute noch kein Mensch. Ein solches Zartgefühl geht etwas weit und läßt auf eine tiefe Wunde schließen. Du solltest offen sein und ihn mir nennen."

„Ja, damit es überall, wo sie hinkommt, heißt: Seht da, das ist die Frau, die den einfältigen Wildenbrandt so geschickt am Narrenseile geführt hat. Ich danke! Sprechen wir nicht mehr davon; laß uns lieber wieder zu deiner Schwester gehen."

Er erhob sich und schleuderte seine Cigarre mit solcher Heftigkeit in den Kamin, daß die Funken umherstoben. Der Graf rührte sich nicht von seinem Stuhle.

„Nur noch ein Wort!" sagte er. „Ist es wahr, daß Du mit dem Gedanken umgegangen bist, Mönch zu werden?"

„Vollkommen! Ich bin sogar selbst im Kloster gewesen und habe meinen Fall dem Bruder Pförtner vorgetragen. Er hörte mich mit großer Gemüthsruhe an und schickte mich dann zu dem Pater Ambrosius, der mich denn auch einer gründlichen Prüfung unterworfen hat."

„O, die einfältigen Klosterbrüder, die dich wieder herausgelassen aus dem Netze, in das du so vertrauensvoll hineingestolpert warst. Heiliger Nepomuk! Bei meiner Tante wärst du nicht so leichten Kaufes wieder losgekommen."

„Ich habe nicht die Ehre, deine Tante zu kennen; aber der „Klosterbruder", wie du ihn nennst, ist nicht so einfältig, als du glaubst, verlaß dich darauf. Er ist geistvoll und kennt die Welt, wir haben acht Tage lang Gespräche mit einander geführt, die nicht mit Geld zu bezahlen waren."

„Nun, dann hättest du doch dableiben sollen!"

„Ja, aber als die acht Tage um waren, wurde ich zum Schweigen verurtheilt. Das in die Länge gezogene

tête-à-tête mit Herrn Albert von Wildenbrandt war bedeutend weniger interessant. Gegen Ende der zweiten Woche habe ich mich verabschiedet; Du hättest nur sehen sollen, wie ich davonschoß, ich bin in einem fort gelaufen, und erst in China habe ich Halt gemacht."

„Du theilst also meine Idee über das Handwerk?"

„Das Handwerk, wie du es nennst, ist wahrscheinlich das beste von allen; aber man muß den Beruf dazu in sich haben, und der fehlt mir vollständig. Ich danke es dem Pater Ambrosius, daß ich es jetzt weiß."

Die beiden Freunde kehrten nach dem Salon zurück, wo Therese an einer Altardecke stickte, während Mrs. Crowe ihr vorlas. Der Baron trat zuerst ein, und da der weiche Teppich seine Schritte dämpfte, so hatte er Gelegenheit, das junge Mädchen, dessen Züge unter dem Ausdruck verhaltener Traurigkeit ein wenig herb erschienen, einige Secunden unbemerkt zu beobachten. Während er auf der Schwelle stand, hörte er dicht hinter sich den schwergehenden, pfeifenden Athem des Brustkranken. Mrs. Crowe las mit sympathischer, ein wenig langsamer Stimme aus dem Meisterwerk des ehrwürdigen Vorläufers unserer modernen Psychologen, die ihm in ihrer Bitterkeit so wenig ähnlich sind, des milden Arztes der menschlichen Schwächen:

„Aber die gefährlichste Liebe ist die Liebe der Freundschaft . . ."

„Welche sonderbare Behauptung!" unterbrach Therese. „Wenn ich nicht so großes Vertrauen in den heiligen Franz von Sales hätte, würde ich ihr keinen Glauben schenken."

In diesem Augenblick ertönte auf dem Hofe einer benachbarten Kaserne das eintönige, langgezogene Signal als Zeichen zum Auslöschen des Feuers. Die Comtesse warf einen Blick nach der Uhr und dann nach der Thür, durch welche ihr Bruder einzutreten pflegte. Aus dem

Halbdunkel leuchteten ihr die dunklen Augen Wildenbrandt's entgegen, und unwillkürlich zogen sich ihre Brauen zusammen. Aber schon im nächsten Augenblick empfing sie die Herren mit einem Lächeln, und eine leichte Bewegung ihrer schönen Hand gab der Gesellschaftsdame zu verstehen, daß es mit dem Lesen für heute Abend genug sei.

„Schon so spät!“ rief Leopold, ohne sich zu setzen. „Wie schnell die Zeit verflogen ist! Jetzt muß ich leider schlafen gehen; der Arzt verlangt, daß ich um zehn Uhr im Bett bin. Wann sehe ich dich wieder, Albert? . . . Wirst du morgen noch einige Minuten für mich übrig haben?“

In dem flüchtigen Blick der Comtesse las Wildenbrandt eine Bitte.

„Einige Minuten?“ versetzte er; „ich hoffe, wir werden den ganzen Tag zusammen verbringen. Du sollst mir als Dragoman dienen in Kairo; also ruhe dich aus und wenn dein Fräulein Schwester gestattet, so frühstücken wir morgen zusammen und entwerfen dabei den Kriegsplan für den Tag.“

Gleichzeitig machte Albert discreter Weise Anstalt, sich ebenfalls zurückzuziehen.

„Warum willst du schon gehen?“ fragte der Graf. „Für dich gibt es doch keine ärztlichen Verordnungen, die dich zwingen, um zehn Uhr zu Bette zu gehen. Wenn also meine Schwester Dich nicht fortschickt . . .“

„O nicht doch!“ rief die Comtesse, „wie könnte ich unsern Gast so früh verabschieden! Bitte, bleiben Sie doch Herr von Wildenbrandt. Ich möchte ohnehin den Flügel meines Engels hier noch fertig sticken.“

„Im Nothfalle hast du dann ja auch gleich ein Modell,“ sagte Leopold, mit einer leicht spöttischen Miene auf seinen Freund deutend; dann zog er sich zurück.

Albert nahm auf einem Stuhl an der andern Seite des Tisches Platz und begann sehr laut:

„Glauben Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Ihr pessimistischer Herr Bruder mich zuerst beinahe ängstlich gemacht hat? Er spricht in solchem Grabestone von seinem Zustande, daß man ihn auf den ersten Blick ernst nimmt. Sollte man es für möglich halten, daß eine einfache Luftröhrenentzündung in solchem Maße die Einbildungskraft eines Menschen beherrschen kann? Ihm fehlt so gut wie nichts, und doch hält er sich für Gott weiß wie krank."

Er sprach noch eine Weile in diesem Tone fort. Dann hörte man in dem benachbarten Zimmer eine Thür zuschlagen und bald darauf ertönte eine Klingel.

„Er hat gehorcht, ich wußte es," sagte Albert leise. „Armer Leopold!"

„Es ist keine Hoffnung für ihn?" fragte Fräulein von Hochstein, mehr mit den Augen als mit der Stimme.

„Sie suchen ihn," fuhr sie, als keine Antwort erfolgte, in wehmüthigem Tone fort, „als ein wahrer Freund über seinen Zustand zu täuschen; ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Und wie gut Sie sind, daß Sie meinem Bruder die wenigen Tage opfern wollen, die Sie in Kairo zubringen. Sie glauben nicht, wie wohl ihm das thut; er fühlt sich so unglücklich, so einsam, so vergessen, und früher war er von allen Seiten gefeiert! Ach, die Welt ist schrecklich!"

Albert war auf dem Punkte, ihr zu entgegnen, daß die „Welt," welche den Grafen im Stich ließ, einer besonderen Art angehörte, noch unbeständiger als die anderen in ihren Gunstbezeugungen. Aber die Bemerkung war mindestens zwecklos.

„So lange Ihr Bruder Sie bei sich hat," antwortete er daher einfach, „scheint es mir nicht, als ob er Ursache hätte, über die Welt zu klagen."

„Was will ich machen? Er sieht in mir zu sehr die Krankenpflegerin, um viel Vergnügen an meiner Gesellschaft zu finden!"

„Ist er denn wenigstens folgsam?“

„So folgsam, daß es mir oft ins Herz schneidet. Er, der früher jede regelmäßige Lebensweise verspottete, geht jetzt wie ein Kind mit dem Glockenschlage zu Bett; mit jeder Faser klammert er sich an das Leben. Ach, wenn er doch auch nur so folgsam wäre, wo es sich um das Heil seiner Seele handelt. Es ist mein größter Schmerz, daß er von Gott nichts wissen will. Doch vielleicht verstehen Sie mich gar nicht, wenn ich Ihnen von diesem Kummer rede; am Ende beklagen Sie Leopold gar noch, daß er eine Schwester hat, die nicht „immer lustig“ ist, wie er sagt. O, ich bitte Sie, Herr von Wildenbrandt, arbeiten Sie nicht gegen mich!“

„Mein gnädiges Fräulein,“ antwortete Albert bewegt, „wenn man wie ich der Sohn einer frommen, verehrungswürdigen Mutter ist, dann wird man nicht ganz gottlos. Fürchten Sie nicht, daß meine Worte den Ihren in Leopolds Seele Abbruch thun könnten. Wir hören beide auf dieselbe übernatürliche Sprache. Ich kann Ihnen vielleicht besser, als Sie denken, mehr denn einen Schmerz, mehr als einen Wunsch nachfühlen. Ich bitte Sie, nicht mehr daran zu zweifeln.“

Ohne noch länger bei diesem Gegenstande zu verharren, begann er von minder ernsten Dingen zu plaudern. Da Therese die Unterhaltung bisweilen ein wenig stocken ließ, so legte Mrs. Crowe sich ins Mittel, und es gelang ihr ohne besondere Mühe, sie auf Indien hinüberzuspielen, das Land der Welt, wo sie, wie sie selbst sagte, das höchste Glück und die meisten Thränen kennen gelernt hatte. Wohl oder übel mußte sich Albert eines gewissen kleinen Häuschens in einer Vorstadt Bombays erinnern, in dem der arme Crowe seinen kurzen Honigmond verlebt hatte, um dann innerhalb drei Stunden an der Cholera zu sterben.

„Uebrigens,“ setzte der Reisende hinzu, „ist es sehr wahrscheinlich, daß ich bald dahin zurückkehre, und ich

werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen dann eine naturgetreue Zeichnung Ihres alten Heims zu senden."

„Sie wollen Ihr Wanderleben immer noch nicht aufgeben," warf die Comtesse ein.

„Wenn Gott mir das Leben läßt," antwortete Wildenbrandt „und mich," fügte er lachend hinzu, „meinen Proceß gewinnen läßt, nein. Außerdem habe ich da drüben sehr interessante Studien begonnen, die schon zu weit vorgeschritten sind, als daß ich sie jetzt noch aufgeben möchte; überdies bin ich frei wie der Vogel in der Luft: ich wüßte keinen Menschen, der nach mir fragen könnte."

„Gerade so wie ich," versetzte Therese mit ein wenig schwermüthigem Lächeln — „doch mein Engel hat alle seine Federn. Gute Nacht, Herr von Wildenbrandt; morgen um zwölf Uhr hoffe ich Sie zum Frühstück wiederzusehen."

„Der Baron von Wildenbrandt ist ganz anders als die übrigen Wiener, die ich bisher kennen gelernt habe," bemerkte die „süße Kathleen," als der junge Mann sich empfohlen hatte. „Gott, und wenn ich denke, daß er das Haus gesehen hat, wo mein armer Colomban gestorben ist!"

Therese antwortete nicht. Sie schien ganz und gar von der Sorge in Anspruch genommen, ihre Stickerei mit einem schützenden Ueberzug zu versehen. Und doch dachte sie an Wildenbrandt:

„Endlich einmal ein Mensch," sagte sie sich, „der mich nicht für wahnsinnig zu halten scheint, weil ich mit der Absicht umgehe, die Welt zu verlassen; das ist ein neuer Fingerzeig des lieben Gottes."

Als sie jedoch allein in ihrem Zimmer saß, war sie gleichwohl erstaunt, so wenig Dankbarkeit für den Baron zu empfinden und zu fühlen, daß sie ihm leicht verziehen haben würde, wenn er, wie die Anderen, versucht hätte, ihr von dem eingeschlagenen Wege abzurathen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Neffe.

Novelle von Ernst Golling.

I.

In dem großen, altmodisch eingerichteten Wohnzimmer der Familie Mielau, im zweiten Stockwerk eines Hofgebäudes der Lindenstraße, war es recht still während draußen der Regen mit einförmigem Plätschern auf den Asphalt des Hofes niederging.

Der Rosenstrauß auf dem Tische duftete, die Wanduhr im Nußbaumgehäuse tickte gemächlich; aber dem Buchhalter Karl Mielau, der wie immer um diese Stunde in der Sofa-Ecke Mittagsruhe hielt, schien das gewohnte Behagen zu fehlen. Statt zu schlafen hielt er sich ein Zeitungsblatt vor die Augen, las jedoch nicht, sondern blickte unverwandt in dieselbe Spalte, seufzte hin und wieder oder fuhr mit der Hand über das kurzgeschnittene graue Haar.

Seine Frau, die ihm gegenüber am Fenster saß, hatte das Strickzeug in den Schoß sinken lassen, den Kopf mit der weißbebänderten Haube in die Hand gestützt und sah gedankenvoll in den Hof hinaus.

„Gretchen bleibt heute sehr lange aus," sagte sie, plötzlich die Stille unterbrechend und warf einen Blick auf die große Uhr.

„Allerdings!“ entgegnete der Gatte in verdrießlichem Tone. „Es ist bereits drei Uhr!“

Mielau war ein Mann von fünfzig Jahren und von großer, etwas schmächtiger Gestalt, mit einem stark mit Grau untermischten dunkelblonden Vollbart. Er sprach langsam und leidenschaftslos, und abgemessen wie seine Rede waren auch seine Bewegungen. Eine gewisse Bedächtigkeit und Korrektheit, zu welcher ihn seine Berufsarbeit wohl erzogen, verlieh seinem Wesen das Gepräge der Würde.

Mit seiner Ruhe stand das lebhafte Temperament seiner Frau in geradem Widerspruch. Sie besaß viel Phantasie. Das unbedeutendste Ereigniß genügte, um sie zu veranlassen, allerlei Pläne und Erwartungen daran zu knüpfen, nnd obwohl sie fast immer enttäuscht worden, baute sie stets von neuem ihre Luftschlösser.

So hatte sie, als sie ihren Gatten vor zwanzig Jahren heiratete, mit Sicherheit gehofft, die zweitausend Mark, welche sie in das kleine Hutgeschäft brachte, würden genügen, um aus demselben im Handumdrehen eine großartige Fabrik zu machen. Und als ihr einziges Töchterchen geboren wurde, knüpfte sie an dieses Ereigniß die gewagte Vermuthung, in circa zwanzig Jahren einen zum mindesten sehr reichen und respectablen Schwiegersohn zu besitzen. Erstere Hoffnung wurde zu Schanden, als nach zweijährigem Bestehen das Geschäft wegen Mangel an Betriebscapital gänzlich aufgegeben werden mußte und Karl Mielau in ein Bankgeschäft als Buchhalter eintrat, welche Stellung er bis heute noch bekleidete. Dadurch war aber keineswegs die Zuversicht Frau Helenes in Bezug auf den Schwiegersohn geschwunden; auch nicht, als Gretchen, um zu dem Unterhalt der Familie etwas beizutragen, in ein Damenconfectionsgeschäft eintrat. Je mehr die Wirklichkeit ihr zeigte, wie wenig sie von ihren Träumen zu erfüllen gesonnen sei, um so hartnäckiger hielt sie an denselben fest und baute auf jedem Trümmerfelde ein neues und stolzeres Luftschloß wieder auf.

In dem Confectionsgeschäft lernte Gretchen einen jungen Buchhalter kennen. Richard Dankberg war ein außerordentlich lebenslustiger, hübscher junger Mann mit einem schwarzen Schnurrbärtchen, gewinnenden Manieren und tadelloser Toilette; Eigenschaften, die es ihm nicht schwer machten, das Herz des blonden Kindes zu erobern. Nach kurzer Zeit knüpften sich die ersten zarten Fäden zu einem festen Bande. Es war für Beide die erste Liebe. Welcher Zauber, welcher süße, beseligende Reiz liegt in diesem Gefühle, dessen zwingende Gewalt die Herzen mit sich fortreißt, und das mitten in Frost und Winter, Eis und todter Natur einen blühenden Lenz im Innern erweckt.

Die Liebesseligkeit der jungen Leute sollte aber bald ein jähes Ende finden. Der mittellose Buchhalter entsprach durchaus nicht dem Geschmack Frau Helenens und ihren romantischen Plänen. Gretchen weinte anfänglich viel und war untröstlich, ihr Glück zerstört zu sehen, ergab sich aber in ihr Schicksal um so eher, als Richard Dankberg bald nach dem Ende dieses Liebestraumes nach Amerika ging.

Es war nahezu ein halbes Jahr darüber vergangen und Gretchen hatte den ersten großen Schmerz ihres Lebens überwunden, obwohl sie noch immer des Entschwundenen mit Wehmuth gedachte.

Frau Helene hatte sich über das heutige ungewöhnlich lange Ausbleiben Gretchens schon allen möglichen schlimmen Vermuthungen hingegeben, welche ihr Gatte nur mit Achselzucken beantwortete, als endlich die Erwartete über die Schwelle trat.

„Der Regen hielt mich auf,“ entschuldigte sie sich und, ein Schreiben aus der Tasche nehmend, fügte sie hinzu: „Da habe ich einen Brief, den mir der Postbote vor unserem Hause gegeben, einen Brief aus Amerika.“

Mielau nahm den Brief seiner Tochter aus der Hand und besah schweigend den Poststempel, während Frau He-

lene im höchsten Grade erstaunt in die Worte ausbrach: „Wie? Aus Amerika? — Aber so sprich doch nur, von wem?" rief sie ungeduldig ihrem Gatten zu, der noch immer sehr aufmerksam die Adresse prüfte.

Langsam und bedächtig öffnete er jetzt den Umschlag, zog ein einzelnes, großes Blatt daraus hervor und faltete dasselbe ebenso bedächtig auseinander. Darauf überflog er die beiden engbeschriebenen Seiten, wobei sich urplötzlich eine gewaltige Erregung seiner bemächtigte. Er sprang auf und rief mit dem Briefe in der Hand durch das Zimmer stürmend: „Nein! Wer hätte das gedacht! — Welche Ueberraschung!"

Sein Gebahren und diese dunklen Worte versetzten seine Frau und Tochter in die größte Bestürzung und riefen zugleich auch die gespannteste Neugierde wach. Gretchen empfand eine gewisse Besorgniß. Vielleicht war dieser Brief von Richard Dankberg oder betraf wenigstens in seinem Inhalt denselben. Auch Frau Helene dachte an den jungen Buchhalter; denn wer sonst als dieser in Amerika konnte Veranlassung haben, ihnen zu schreiben!

Endlich hatte sich Mielau von seiner Ueberraschung soweit erholt, daß er, dem Drängen von Frau und Tochter nachgebend, sich setzte, um das Schreiben vorzulesen.

„Wie Ihr wißt," sprach er, ehe er damit begann, „hatte ich einen Bruder Namens Ludwig, der vor dreißig Jahren als ein fünfundzwanzigjähriger Kaufmann nach Amerika auswanderte."

„So ist der Brief von ihm?" fragte Frau Helene.

„Nein, von seinem Sohne Georg. Seit Ludwigs Fortgang von Deutschland habe ich nie wieder von ihm gehört. Ich hielt ihn für verschollen."

„Nun, und warum schreibt er nicht selbst, sondern sein Sohn?"

Mielau, der bei dem flüchtigen Ueberlesen den Inhalt des Briefes bereits zum Theil erfahren hatte, entgegnete:

„Mein Bruder lebt nicht mehr. — Doch hört, was sein Sohn uns mittheilt!“

Und er las das Folgende:

„Lieber Onkel! Ich kann mir denken, daß dieses Schreiben Dich in die größte Bestürzung und Aufregung versetzen wird. Du wußtest bisher ja nicht einmal, daß Du einen Neffen in Amerika besitzest, ebensowenig als dir die Schicksale meines Vaters bekannt sind. Leider muß ich Dir zugleich die betrübende Mittheilung machen, daß derselbe vor zwei Jahren gestorben ist. Wir wußten nicht deinen jeweiligen Aufenthaltsort, und so kam es, daß alle Nachforschungen, die ich auf den Wunsch meines Vaters sogleich nach seinem Tode angestellt habe, erfolglos blieben. Erst jetzt hat ein Zufall mir das Mittel in die Hand gegeben, mit Dir in Verbindung treten zu können. Ein junger Buchhalter aus Berlin, Richard Dankberg, den ich seit einigen Wochen in meinem Geschäft angestellt habe, gab mir bereitwillig die nöthige Aufklärung. —“

Bei dem Namen Richard Dankberg fuhr Gretchen, die bis dahin gespannt zugehört, erschrocken in die Höhe und begegnete dem fragenden Blicke des Vaters, der über das Schreiben hinweg zu ihr herübersah. Das heftige Erschrecken seiner Tochter veranlaßte ihn zu der Frage: „Kennst du einen Herrn dieses Namens?“

„Nun,“ fiel schnell seine Gattin ein, welche Gretchens Verwirrung bemerkte, „der junge Mann war Buchhalter in demselben Geschäft, wo Gretchen conditionirt.“

Befriedigt von dieser Aufklärung schickte sich Mielau an, den Brief zu Ende zu lesen. Von dem Verhältniß seiner Tochter mit Richard Dankberg hatte er keine Kenntniß, und Frau Helene, welche die Sache für abgethan ansah, fand es überflüssig, jetzt noch einmal auf dieselbe zurückzukommen.

„Durch diesen Herrn weiß ich ferner,“ fuhr Mielau zu lesen fort, „daß du verheiratet bist und eine Tochter be=

sitzest. Mein Wunsch ist, Euch alle kennen zu lernen und habe ich zu diesem Zwecke beschlossen, nach Deutschland zu kommen und werde in acht Tagen von New-York abreisen. Wenn Ihr Gefallen an mir findet und Euch entschließen könnt, die Heimat zu verlassen, so will ich Euch mit herübernehmen. Ich würde damit nur einen lange gehegten Plan meines Vaters ausführen. Noch ein Wort über meine Verhältnisse. — Mein Vater hat mir ein großes, gutgehendes Geschäft und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Ich bin demnach im Stande, Eure Lage, falls Ihr mein Anerbieten nicht von der Hand weiset, vollkommen zu sichern. Darüber zu sprechen werden wir ja bald die Gelegenheit haben. Lebt wohl und erwartet Euren Georg Mielau!"

Nach einer kurzen Pause, während welcher jedes noch einmal den Inhalt des Briefes in Gedanken durchging, ergriff Frau Helene, deren lebhafte Phantasie sich bereits in den verlockendsten Zukunftsbildern erging, das Wort.

„Welch ein Glück für uns, einen so reichen Verwandten zu besitzen! Er wird sicher Alles thun, was wir wünschen."

„Hm!" meinte ihr Gatte, „nach Amerika möchte ich ihm nicht folgen!"

„Und warum nicht?" fragte Frau Helene gereizt. „Wenn wir nach New-York gehen, so bin ich überzeugt, wird dich Georg zu seinem Associé ernennen!"

Mielau lächelte. „Für so unpraktisch halte ich ihn nicht," entgegnete er.

„Und wer weiß, was außerdem noch geschieht," fuhr Frau Helene fort, ohne sich beirren zu lassen, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihre Tochter, die schweigend dem Disput der Eltern zuhörte.

„Ob er wohl allein kommt?" sprach Gretchen halblaut vor sich hin. Ihre Gedanken beschäftigten sich weniger mit dem erwarteten Vetter, als mit Richard Dankberg, dessen Erwähnung in dem Briefe ihre Erinnerungen wachgerufen hatte.

Die Mutter, welche wohl die Frage verstanden, aber augenscheinlich ganz anders aufgefaßt hatte, als sie gemeint war, entgegnete lebhaft: „Ich denke doch! Wenn er verheiratet wäre, so hätte er seiner Frau sicherlich Erwähnung gethan!“

„Du meinst?“ fragte ihr Gatte, der nur mit halbem Ohr zugehört.

„Ich glaube, daß wenn er und Gretchen sich kennen lernen und Gefallen aneinander finden, wir noch ganz andere Dinge erwarten können, — als —“

„Nun, nun,“ unterbrach sie Mielau, „das sind Illusionen!“

„Du hast nun einmal keinen Glauben an das Glück. Aber mir sagt eine innere Stimme, daß mit Georgs Ankunft ein Wendepunkt in unserem Leben eintritt, daß dieser Tag ein Ereigniß für uns bedeutet!“

Da sie keinen Widerspruch erfuhr, schwieg sie. Mielau las den Brief noch einmal sehr aufmerksam durch, während Gretchen sich mit einer Handarbeit ans Fenster setzte und gedankenvoll in den strömenden Regen hinaussah.

II.

Georg Mielau hatte in New-York das Dampfschiff bestiegen und seine Reise nach Deutschland angetreten. Als er am Morgen des zweiten Tages seine Cajüte verließ und sich auf das Verdeck begab, um gleich den anderen Reisenden die frische Morgenluft zu athmen, trat ein Herr auf ihn zu und begrüßte ihn mit den Worten:

„Das trifft sich ja prächtig, Herr Mielau! Wie ich sehe, reisen Sie ebenfalls nach Europa!“

Georg, der in dem Sprechenden einen Bekannten, Henry Grening, erkannte, erwiderte den Gruß desselben und fragte: „Haben Sie Geschäfte drüben?“

„Ja, in Hamburg,“ gab Grening zurück. „Und Sie?“

„Ich will meine Verwandten in Berlin besuchen."

„Ah, Sie haben Verwandte in Deutschland?"

„Ja, einen Onkel, den einzigen Bruder meines Vaters."

Hier stockte das Gespräch. Die Schiffskapelle erschien auf dem Verdeck und bald mischten sich die Klänge der Musik in das leise Rauschen der Meereswogen. Die Passagiere, welche bis jetzt noch in den inneren Räumen des Schiffes geblieben, kamen herauf und ergingen sich plaudernd auf dem Deck des eleganten Dampfers.

Georg hatte Grening in dem Club der Deutsch-Amerikaner kennen gelernt. Grening, der von deutschen Eltern abstammte, jedoch in Amerika geboren war, hatte trotz seiner Jugend bereits eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, war ein Trinker und Spieler gewesen, der sein Vermögen vergeudet und schließlich im Elend geendet hatte. Der damals achtzehnjährige Henry verließ darauf das Bankhaus, in welchem er als Lehrling angestellt war und wurde nacheinander Reporter, Zureiter und schließlich Trapper, in welcher Eigenschaft er einen großen Theil der östlichen und mittleren Staaten der Union durchstreifte. Später ging er, als ihm dieses Leben nicht mehr behagte, zur See. Im schweren Schiffsdienst arbeitete er sich nach London hinüber, wo er eine zeitlang sein Abenteurerleben fortsetzte. Darauf wandelte ihn die Lust an, Deutschland kennen zu lernen und er ging nach Hamburg. Hier führte er, nahezu zwei Jahre in einem Exportgeschäft angestellt, ein geregeltes Leben. Sehr bald jedoch wieder europamüde, kehrte er nach New-York zurück, das wie keine andere Stadt der Welt für ihn den geeignetsten Boden bildete.

Wovon er hier eigentlich lebte, wußte niemand. Er gehörte zu jenen zweifelhaften Existenzen, deren Verhältnisse jedermann verborgen bleiben, deren gentlemanlikes Auftreten ihnen jedoch Zutritt in die besseren Gesellschaftskreise ermöglicht. Grening hatte es verstanden, sich eine gewisse

Position zu erringen und sein einschmeichelndes Wesen, die gewinnende Freundlichkeit gegen jedermann hatten ihm Freunde und Gönner verschafft. Zu diesen gehörte auch Georg Mielau, dem Grening mit besonderer Aufmerksamkeit begegnete und er hatte es vermocht, den etwas Zurückhaltenden für sich einzunehmen.

Im Grunde genommen war Grening ein Abenteurer der schlimmsten Sorte, ein professionirter Spieler, der regelmäßig das Glück corrigirte; ein Mensch ohne Grundsätze und Gewissen, dem jedes Mittel recht war, um einen bestimmten Gewinn zu erlangen und der vor keinem Wagniß zurückschreckte. Daß er mit großem Geschick operirte, bewiesen seine Erfolge. Bis vor Kurzem hatte niemand Verdacht auf ihn geworfen, da er so vorsichtig war, nicht immer zu gewinnen. Georg insbesondere hielt ihn für einen Gentleman vom reinsten Wasser, obwohl gerade er schon bedeutende Summen an Grening verloren hatte. Eines Abends jedoch wurde dieser von einem Irländer als Falschspieler entlarvt. Da aber der Betrug nicht klar erwiesen, ergriffen einige Herren für Grening Partei, während die meisten ihm gegenüber standen. Das Resultat war, daß einige Kugeln gewechselt wurden, wobei niemand zu Schaden kam, und der Abenteurer darauf aus dem Hause geworfen wurde. Georg war an diesem Abend nicht im Club gewesen und hörte nur von seinen Freunden, die für Grening eingetreten waren, von der Affaire. Daher glaubte er nicht an die Anschuldigung, die wider diesen erhoben worden. Der Spieler aber, der in dem Club unmöglich geworden, faßte den Plan, sein Operationsfeld nach Deutschland zu verlegen. Von Hamburg, Wiesbaden u. s. w. hoffte er mit reichem Gewinn zurückzukehren.

Während der ersten Tage der Reise bewahrte Georg dem Abenteurer gegenüber eine gewisse Zurückhaltung. Ein leises Mißtrauen gegen denselben war in seine Seele eingezogen; es lebte in ihm das unbestimmte Gefühl, daß ihn

durch diesen Menschen ein Unheil treffen würde. Doch Grening verstand es, sich in der Meinung des jungen Mannes bald wieder zu rehabilitiren und die Sympathie desselben zu erringen. Georg kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß es unhöflich sei, dem ihm freundlich Entgegenkommenden ablehnend zu begegnen; er empfand sein Mißtrauen gegen ihn wie ein Unrecht und suchte durch doppelte Freundlichkeit dasselbe wieder gut zu machen.

In den letzten Tagen ihrer Fahrt erfuhr Grening alle Umstände, welche mit Georgs Reise zusammenhingen. Der vertrauensselige junge Mann erzählte dem Abenteurer, daß er seinen Onkel und dessen Familie persönlich gar nicht kenne, daß er sich einige Monate in Berlin aufhalten werde und für seine Verwandten, falls diese ihm nicht nach Amerika folgten, einen Geschäftsankauf beabsichtige und zu diesem Zwecke eine große Summe Geldes bei sich führe. Der Gedanke an das Geld des reichen Amerikaners ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, immerfort beschäftigte ihn derselbe und er mußte sich sagen, daß er hier mit verhältnißmäßig geringer Mühe und mit einem Schlage das Vermögen erwerben könne, welches er im Spiel zu erobern hoffte. Aus diesem Gedanken heraus reifte alsbald der Plan in ihm, sich um jeden Preis in den Besitz des Geldes zu setzen. Irgend welche Bedenken kannte er nicht. Das Geld zu entwenden schien aber ganz unmöglich und war auch gefährlich, da sich der Verdacht des Diebstahls naturgemäß auf ihn lenken mußte. Noch dazu war die That auf dem Schiffe unausführbar. Aber Grening schreckte auch vor den letzten Consequenzen nicht zurück und so faßte er den unheilvollen Entschluß, Georg zu ermorden und darauf seines Vermögens zu berauben. Wenn ihm das gelang, konnte er die Rolle seines Opfers in Deutschland weiterspielen. Nach New-York durfte er freilich nicht zurückkehren, aber er konnte vollkommen gefahrlos von Berlin aus das gesammte Besitzthum des Amerikaners verkaufen und das Vermögen an sich bringen.

In Hamburg, wo Georg sich einen Tag aufhalten wollte, bezogen die beiden Reisegefährten dasselbe Hotel. Grening hatte die Absicht, seinen Plan, den er bis ins kleinste Detail entworfen, hier, wo er mit den örtlichen Verhältnissen vertraut war, auszuführen und er traf gleich nach der Ankunft seine Vorbereitungen.

Am Abend überredete er Georg, mit ihm ein Vergnügungslocal in der Nähe des Hafens zu besuchen. Hier gewährte es dem Abenteurer ein eigenes Vergnügen, jede Bewegung seines Opfers zu beobachten, in dem Gedanken, daß dessen Leben in seiner Hand liege. Er fühlte etwas von dem Reiz, wie ihn der Tiger empfinden mag, der ein wehrloses Geschöpf beschleicht. Der Saal, in welchem auf einer Bühne geschminkte und sehr decolletirte, mit Putz und Flitterkram angethane „Damen“ obscöne Lieder sangen, war dicht gefüllt von einer lärmenden Menge. Um die Köpfe derselben wogte eine dichte Tabakswolke und verdunkelte die Gasflammen des Kronleuchters. Die Anwesenden waren zumeist Seeleute verschiedener Nationen, deren Schiffe im Hafen lagen oder die von Cuxhafen herübergekommen und die nun in Gesellschaft der „Damen“ dieses Locales ihr mühsam erworbenes Geld vertranken und verspielten. Grening hatte mit Georg in einem kleinen, von dem Saale nur durch eine Portiere getrennten Cabinet Platz genommen, woselbst nur noch zwei Herren beim Weine saßen.

Georg fühlte sich bald angewidert von dem wüsten Treiben an diesem Orte. Aber so oft er immer aufbrechen wollte, wußte ihn Grening zurückzuhalten und ihn von neuem zum Genuß des schweren Weines zu verleiten. Georg, der sonst sehr mäßig war, trank jetzt sehr viel, und er befand sich bald in einem Zustand, der klares Denken unmöglich macht. Grening beobachtete ihn scharf. Nach einer Stunde war Georg dermaßen berauscht, daß ihm das Glas, wie er es zum Munde führen wollte, aus der Hand fiel und er selbst schwerfällig in seinen Sessel zurücksank.

Jetzt hielt es Grening an der Zeit, aufzubrechen. Er bezahlte die Zeche und rüttelte den im Entschlafen Begriffenen auf. Georg erhob sich taumelnd und lallte einige unverständliche Worte vor sich hin. Grening ergriff seinen Arm und führte ihn aus dem Locale hinaus auf die Straße.

Er schritt mit ihm vorwärts in der Richtung nach dem Hafen. Georg schwankte an seinem Arme und ließ sich ohne Bewußtsein nnd ohne Widerstreben fortziehen.

Es war zwei Uhr Nachts, als sie an einem Bootsplatze anlangten, wo verschiedene kleine Fahrzeuge auf dem Wasser bereit lagen, welche theils zur Beförderung von Passagieren nach den Schiffen, theils zu Vergnügungsfahrten dienten. Ringsum war es still, nur der Schritt des Nachtwächters ertönte in der Ferne. Grening blieb mit seinem halb schlafenden Begleiter stehen und spähte vorsichtig umher. Als er nichts Verdächtiges bemerkte, stieg er die steinerne Treppe zum Wasser hinab und zog Georg mit sich, diesen vorsichtig stützend, damit er ihm nicht aus den Armen gleite. Unten angelangt bestiegen sie ein Boot, worauf Grening, nachdem er Georg auf einen Sitz niedergelassen, das Schloß der Kette mittelst eines Dietrichs öffnete und das Boot mit raschen, aber leise geführten Ruderschlägen auf die Elbe hinaustrieb.

Die Signallaternen und die zahlreichen Lichter auf den vor Anker liegenden Schiffen wiesen ihm den Weg in der Dunkelheit. Er ruderte das Boot möglichst weit hinaus in den Hafen, zwischen den schwarzen Schiffscolossen hindurch, bis er sich mitten auf dem Strome befand und weit vor sich in der Ferne nur noch die Signale der Hafenwache leuchten sah.

Jetzt zog er die Ruder ein und schickte sich an, seinen verbrecherischen Plan auszuführen. Er trat vor Georg und beugte sich zu ihm herab. Der durch den schweren Wein erzeugte Rausch hielt den jungen Amerikaner noch umfangen, und Grening überzeugte sich zu seiner Freude bald, daß sein Opfer in tiefem Schlafe lag. Dieser Umstand erleichterte

ihm die That bedeutend. Zunächst durchsuchte er die Taschen des Schlafenden und nahm nicht allein sämmtliche Papiere und die schwere Brieftasche an sich, sondern er bemächtigte sich auch der Uhr, Ringe und der Börse Georgs. Darauf steckte er seine eigene Brieftasche mit den darin enthaltenen Papieren und seine Uhr in die entleerten Taschen. Er that letzteres, damit man ihn selbst für den Todten halten sollte.

Nachdem er die Sachen in seinen Taschen untergebracht, zog er ein Fläschchen hervor, das eine stark narkotische Flüssigkeit enthielt. Vorsichtig entkorkte er dasselbe, durchtränkte mit dem Inhalt sein Taschentuch und drückte dieses fest dem Schlafenden auf Mund und Nase. Er wartete einige Minuten, ehe er das Tuch entfernte. Georg hatte keine Bewegung gemacht, die tiefe Bewußtlosigkeit, welche seine Sinne umfing, war nicht einen Augenblick gewichen. Durch das Einathmen des erstickenden Gases war der Tod in kurzer Zeit eingetreten. Grening warf Tuch und Flasche ins Wasser und ergriff darauf den Todten, um ihn über Bord zu werfen. Unter großer Anstrengung gelang es ihm und mit leisem Plätschern schloß sich der Strom über dem Opfer des Abenteurers.

Dieser ruderte nun, so schnell er vermochte, nach der Landungsstelle zurück, kettete das Boot fest und begab sich dann in das Hotel, wo er mit dem Ermordeten zwei durch eine Thür verbundene Zimmer bewohnt hatte.

Georgs sämmtliche Effecten waren bereits nach dem Berliner Bahnhof gebracht, nur einen kleinen Handkoffer, welcher wichtige Papiere, Briefschaften und Banknoten enthielt, fand Grening noch vor. Beim Licht einer Kerze untersuchte er den Inhalt des Koffers, den er nicht kannte, und er konnte kaum einen Freudenschrei unterdrücken beim Anblick seiner werthvollen Beute.

Am frühen Morgen verließ er das Hotel. Die Rechnung war bereits bezahlt, da Georg mit dem ersten Zuge abzureisen gedachte und niemanden, als den Portier stören mochte.

„Das ist ja über alles Erwarten gut gelungen," murmelte der Abenteurer vor sich hin, als er in einem Coupé erster Classe des Schnellzuges saß. Und während der Zug den Bahnhof verlassend in die im Morgengrauen liegende Landschaft hinausfuhr, lehnte er sich in die Polster zurück und schloß mit einem zufriedenen Lächeln die Augen. Verlockende Bilder stiegen vor seinem Geiste auf: Jetzt war er ja reich, mit einem Schlage hatte er Alles erhalten, was er gewünscht. Und daß er an die Stelle seines Opfers getreten, war gewiß eine gute Idee! Georg Mielau lebte und Grening war todt! Unter diesen und ähnlichen Gedanken fuhr er seinem Ziele entgegen.

III.

Mit größter Spannung hatte die Familie Mielau schon seit zwei Tagen der Ankunft Georgs entgegen gesehen und Frau Helene hatte im Verein mit Gretchen zum Empfang desselben die Wohnung vorbereitet. Als er jedoch noch immer nicht erschien und auch keine Nachricht von ihm eintraf, beunruhigte man sich und Frau Helene äußerte die Besorgniß, das Schiff möchte untergegangen und Georg dabei ums Leben gekommen sein. Sie sah bereits alle ihre schönen Hoffnungen, die sich an die Person des Erwarteten knüpften, gescheitert und erging sich — entgegengesetzt ihrer Gewohnheit — in den schwärzesten Phantasmen, dadurch Gatten und Tochter in Aufregung versetzend.

Da klingelte es am Nachmittag des dritten Tages im Entree.

„Das ist er!" rief Frau Helene und eilte hinaus, um zu öffnen. Bald darauf kehrte sie mit Grening zurück.

Der Abenteurer weilte bereits zwei Tage in Berlin, wo er im Central-Hotel in der Friedrichstraße Wohnung genommen. Eine gewisse Scheu, die er nur schwer zu überwinden vermocht, hatte ihn abgehalten, sich der Familie

sogleich als den erwarteten Neffen zu präsentiren. Nicht etwa, daß sich sein Gewissen regte; es war vielmehr die instinctive Furcht des Verbrechers, der überall Entdeckung und Verfolgung wittert.

Er wurde mit stürmischer Freude empfangen, was ihn im ersten Augenblick in Verlegenheit setzte, so daß er nicht sogleich den rechten Ton zu finden wußte. Das währte jedoch nicht lange. Insbesondere halfen ihm die Fragen, welche Frau Helene bezüglich seiner Reise an ihn stellte, über die anfängliche Befangenheit hinweg.

Als er in der Anrede das Sie für alle Glieder der Familie gebrauchte, protestirte Frau Helene auf das Eifrigste dagegen, und da ihr der Gatte beistimmte, fand sich der vermeintliche Neffe sehr bereitwillig darein. Das trauliche Du glitt über seine Lippen so leicht, als verbänden ihn wirklich die Bande des Blutes mit diesen ihm so überaus herzlich entgegen kommenden Leuten. Er hatte sich schnell in seine Rolle gefunden, die er nun mit großer Geschicklichkeit spielte.

Einen ganz besonders tiefen und mächtigen Eindruck machte Gretchen auf ihn. Sie schien ihm einzig dazu geschaffen zu sein, nicht allein ihre Eltern, sondern jeden, der nur irgend in Beziehung zu ihr trat, durch ihre Schönheit zu fesseln, durch ihre Herzensgüte zu entzücken und durch ihr süßes Lächeln zu bezaubern. O, dieses Lächeln, das ihm ins Herz drang und seine Pulse schneller klopfen machte! Wie färbten ihre vollen Wangen sich tiefer, wie blickten die großen blauen Augen so sanft, wie goldig glänzte das reiche blonde Lockenhaar und wie schmeichelnd klang ihre Stimme, während sie das Haupt zu ihm neigte und dabei sprach: „Willkommen, lieber Vetter!“

Allein sie schien doch keinen rechten Gefallen an ihm zu finden. Es war ein instinctives Gefühl, welches sie zurückhielt, ihm mit der gleichen Herzlichkeit wie die Eltern entgegen zu kommen. Er bemerkte das wohl, hielt diese

Scheu aber für ein Zeichen mädchenhafter Schüchternheit und es gewährte ihm darum einen um so größeren Reiz, als sie ihm unter tiefem Erröthen den verwandtschaftlichen Kuß gestattete. Seine Blicke, die wiederholt und lange auf der feinen, schlanken Gestalt ruhten, drückten unverhohlene Bewunderung aus, und während Gretchen diese immerwährende Musterung in Verlegenheit setzte und sie das Unzarte derselben schließlich verstimmte, bemerkte ihre Mutter die begehrlichen Blicke Grenings mit geheimer Freude. In ihrem Geiste erstanden sofort die rosigsten Zukunftsbilder und ihre Phantasie baute in dieser Stunde die kühnsten Luftschlösser. Sie sah bereits ihre Tochter mit dem reichen Neffen als ein Brautpaar vor dem Altare und sich selbst als glückliche Schwiegermutter im schwarzen Seidenkleide am Arme ihres Gatten.

Grening hatte sich aus den Papieren Georgs und durch die Gespräche mit diesem während der Reise genügend informirt, um allen Fragen Mielau's, die Familienverhältnisse betreffend, begegnen zu können. So erzählte er von Georgs Vater, von dessen Leben und Schicksalen einen wahren Roman, gab ein der Wahrheit ziemlich nahe kommendes Bild von der Geschäftslage und schloß endlich mit den an Mielau gerichteten Worten: „Und nun, lieber Onkel, um auf meinen Brief zurück zu kommen, — hast du schon einen Entschluß gefaßt? Willst du mir nach New-York folgen?"

Er stellte diese Frage, deren Beantwortung er mit größter Spannung erwartete, um sogleich darüber im Klaren zu sein, wie er ferner verfahren sollte. Obgleich er entschlossen war, nie mehr nach Amerika zurückzukehren und auch bereits seinen Plan für die Zukunft entworfen hatte, wäre es doch äußerst bedenklich gewesen, wenn Mielau um die Erfüllung des Versprechens in dem Briefe Georgs gebeten hätte. Jedenfalls mußte er in diesem Falle vorsichtig zu Werke gehen, um nicht gleich ein Mißtrauen gegen sich hervorzurufen.

Aber seine Sorge war grundlos. Mielau entgegnete sofort auf seine Frage: „Ich würde das Letztere gern thun, lieber Georg, wenn ich mit den Verhältnissen drüben ebenso vertraut wäre, wie mit den hiesigen. So aber halte ich es für besser, in der Heimat zu bleiben. Ich habe eine Stellung, die mir ein behagliches Leben ermöglicht, und mehr beanspruche ich nicht."

Grening konnte seine Freude kaum unterdrücken. Er entgegnete sehr lebhaft: „Es liegt mir fern, dich überreden zu wollen; selbstverständlich bin ich also mit deinem Wunsche einverstanden. Nur wirst du mir erlauben," setzte er nach einem prüfenden Blick auf seine Umgebung hinzu, „daß ich von meinem Ueberfluß zu Gunsten deiner Familie Gebrauch mache. Bitte, widersprich mir nicht," fuhr er fort, als Mielau eine abwehrende Geberde machte, „es ist nur der Wunsch meines Vaters, den ich damit erfülle. In welcher Weise ich dir dienen soll, das magst du selbst entscheiden. Du hast ja Zeit, ich bleibe wenigstens zwei Monate in Berlin; überlege dir, was du thun willst, und theile mir dann dein Project mit. Und im Uebrigen bitte ich, verfüge nur ganz über mich!"

Da sich Grening nach diesen Worten erhob und dadurch andeutete, daß er seinen Besuch für heute abzubrechen gedenke, griff Mielau nach Hut und Stock und trug ihm seine Begleitung an. Dem Abenteurer war dieses Anerbieten gelegen.

„Wir unternehmen einen Spaziergang," äußerte er, „bei welcher Gelegenheit du mich ein wenig in Berlin herumführst und wir zugleich über unser letztes Thema weiter sprechen können."

Nachdem er sich von Frau Helene und Gretchen verabschiedet und ihm erstere das Versprechen abgenommen, täglich im Kreise ihrer Familie einige Stunden zu verleben, verließ er mit dem alten Herrn das Haus.

Schon nach vierzehn Tagen hatte Grening durch den täglichen Verkehr mit Gretchen die leidenschaftlichste Zunei-

gung zu dem schönen Mädchen gefaßt. Er, der unter Liebe bisher nur die sinnliche Berührung mit dem weiblichen Geschlecht verstanden, empfand zum ersten Male die elementare Gewalt einer sein ganzes Innere erschütternden Leidenschaft — einer Liebe, die seiner kalten Natur so fremd war, seinem eigensten Wesen so sehr widersprach, daß er sie als eine störende, unbequeme Macht ansah, gegen die er sich mit allen Kräften auflehnte und gegen welche doch kein Widerstreben möglich war. In der Seelenstimmung, welche diese Empfindungen in ihm erzeugten, erwachten dann auch oftmals Gedanken in ihm, die sein vergangenes Leben mit unbarmherziger Schärfe beleuchteten, und es ergriff ihn manchmal ein Ekel vor sich selbst, wenn er sich Gretchens Gestalt und sein unausgesetztes heißes Begehren nach ihr vergegenwärtigte.

Warum durfte er nicht mit reinen Empfindungen vor sie hintreten? Warum mußte er bei der Erinnerung an sie stets von wildem Sehnen und Verlangen erfüllt werden, um gleich darauf beschämt in sich zu gehen, weil er meinte, ihr reines Bild entweiht zu haben? Wie unlösbare Räthsel schwirrte es ihm im Kopfe. Bald fühlte er sich gehoben, bald glaubte er sich schwebend über einem Abgrunde und auf dem Wege, wahnsinnig zu werden. Zerknirscht gedachte er der Vergangenheit, zerknirscht jener Tage, in welchen es in seine Hand gegeben war, eine Bahn zu verfolgen, auf welcher er nicht dem Abgrund zugeschritten wäre. Dann schlug er sich vor die Stirne und nannte sich einen Elenden und verachtete sich unendlich, weil er erkannte, daß sein ganzes Leben nichts war, als eine fortlaufende Kette von Verbrechen und Sünden gegen seine Nebenmenschen und gegen sich selbst.

Aber solche Stimmungen kämpfte er gewaltsam nieder und suchte sich immer wieder selbst zu belügen. Diese starken innerlichen Schwankungen zwischen höchster Freude und Zuversicht auf der einen und tiefster Niedergeschlagen-

heit auf der anderen Seite gaben sich auch in seinem äußeren Wesen kund. Die Veränderung desselben bemerkten sowohl Gretchen als auch ihre Mutter. Die Letztere mit wachsender Freude; schob sie dieselbe doch lediglich auf Rechnung seiner Liebe zu Gretchen und sah sie nun fast mit Gewißheit die Erfüllung ihres geheimen Wunsches herannahen. Gretchen aber legte, je mehr Grening sich bestrebt zeigte, ihre Zuneigung zu erwerben, eine immer kältere Haltung an den Tag. Ihre Antipathie gegen ihn wuchs immer mehr. Sie bebte schon vor seinem Händedruck zurück und wußte sich doch wieder nicht darüber klar zu werden, warum er ihren Widerwillen erregte.

Eines Tages hatte Grening das junge Mädchen allein angetroffen und, diese Gelegenheit benutzend, eine Erklärung versucht, jedoch eine entschiedene, fast heftige Abweisung erhalten. Aber ihr Widerstand reizte nur sein Begehren und erregte in immer höherem Maße das fieberhafte Verlangen nach ihrem Besitze; immer heißer, mächtiger loderte die Flamme der Leidenschaft in ihm auf. Er hatte Alles, was ihm bisher als das Erstrebenswertheste erschienen, aber er war im tiefsten Herzen elend; denn die anklagende innere Stimme, die immer lauter in ihm schrie, ließ ihn keine Ruhe finden, und oftmals trat vor seine Seele das bleiche Bild seines Opfers, daß er zitternd vor Entsetzen und in der Furcht, sich selbst zu verrathen, die Einsamkeit suchte. Nur in der Nähe Gretchens fühlte er nicht diese Pein. Es war ihm, als ginge ein Hauch versöhnenden Friedens von ihr aus. Er suchte daher ihre Gegenwart immer häufiger und mußte doch täglich mehr erkennen, daß ihre Abneigung gegen ihn unbesieglich sei.

IV.

Trotzdem sich Grening nicht wiedergeliebt wußte, drängte ihn seine eigene Leidenschaft, immer von neuem zu versuchen, das Mädchen für sich zu gewinnen und ihre Gunst

zu erringen. Er erwies ihr hundert Aufmerksamkeiten und machte ihr kostbare Geschenke, die sie nicht abweisen konnte, ohne ihn zu beleidigen und das Mißfallen ihrer Eltern zu erregen. Er führte sie zu Vergnügungen, zunächst in Begleitung ihrer Mutter, dann allein; und er wußte seinen Einladungen stets eine solche Form zu geben, daß sie dieselben nicht zurückweisen durfte. Gretchen war vollständig wehrlos ihm gegenüber, da ihre Eltern und besonders die Mutter seine Bestrebungen eifrig förderten.

Frau Helene, welche die immer offener zu Tage tretende Abneigung ihrer Tochter gegen den vermeintlichen Neffen endlich erkannte, bestürmte das Mädchen mit Bitten und gutgemeinten Vorwürfen. Sie werde doch nicht so thöricht sein, ein solches Glück, wie es sich ihr hier biete, von der Hand zu weisen! Georg sei ein liebenswürdiger und dazu steinreicher junger Mann, den jede Andere mit Vergnügen nehmen würde! — Und als Gretchen darauf erwiderte, sie könne ihn nicht lieben, rief sie halb verwundert, halb entrüstet aus: „Lieben?! Das wirst du lernen! Man wird dich zu deinem Glück noch zwingen müssen! Aber wenn sich Georg bei uns um dich bewirbt, so erwarte ich, daß du dich unserem Willen gehorsam zeigst!“

Gretchen, so von allen Seiten bestürmt und nirgends Unterstützung findend, leistete schließlich nur noch passiven Widerstand. Ihre Mutter hatte kein Verständniß für ihre Gründe gegen diese Verbindung, und der Vater ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. So hatte Grening leichtes Spiel, und er hielt denn auch eines Tages in aller Form bei ihren Eltern um sie an. Noch ehe sie auf seine Rede etwas entgegnen konnte, sagte ihre Mutter in ihrem eigenen Namen freudig zu, ergriff darauf Grening bei der Hand, führte ihn zu ihrem Platze und legte seine Hand in die ihre.

Da aber erhob sich das in seinen heiligsten Gefühlen gekränkte Mädchen und stieß heftig die Hand Grenings

zurück. Mit vor Zorn bebender Stimme sprach sie, ihm fest ins Auge blickend: „Ich liebe dich nicht und werde dich auch niemals lieben. Willst du mich also zwingen, deine Frau zu werden, so folge ich nur, weil ich meinen Eltern nicht ungehorsam sein darf. Aber eine Bedingung knüpfe ich an mein Jawort!"

Ihr Auge funkelte. Sie war sehr bleich geworden und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Die innere Erregung drohte sie jeden Augenblick zu überwältigen. Grening schaute sehr betreten drein und Frau Helene warf ihrer Tochter einen zornigen Blick zu. Es war eine äußerst peinliche Situation für die Eltern.

„Unter welcher Bedingung?" fragte endlich Grening.

„Ich will mich nicht von meinen Eltern trennen," erklärte Gretchen. „Da dieselben Deutschland aber nicht verlassen wollen, so kann ich dir nicht nach Amerika folgen. Nur dann werde ich deine Frau, wenn du dich entschließen kannst, für immer hier zu bleiben!"

Sie hoffte, Grening werde sie lieber preisgeben, als diese Bedingung eingehen. Auch ihre Eltern fürchteten, derselbe möchte seinen Antrag jetzt beleidigt zurücknehmen, und Frau Helene rief im höchsten Grade entrüstet:

„Aber Gretchen! das ist doch unmöglich dein Ernst!" Und zu Grening gewandt setzte sie hinzu: „Darauf, lieber Georg, brauchst du nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen!"

Dieser dagegen lächelte siegesfroh. Das Verlangen Gretchens konnte ihm nicht gelegener kommen. Dadurch erhielt er ja den plausibelsten Grund, sein Vorhaben, nicht wieder nach Amerika zurückzukehren, auszuführen. Er antwortete nach einer kurzen Pause, während welcher die Anwesenden ihre Blicke voll ängstlicher Spannung auf ihn richteten, in ruhigem Tone:

„Wie du es wünschest, liebes Gretchen! Ich werde also drüben Alles verkaufen, zu welchem Zwecke ich nicht einmal nach New-York reisen, sondern das ganze Geschäft

von hier aus ordnen werde. Ich hoffe, daß mein Versprechen dich befriedigt!"

„Ja!" hauchte Gretchen enttäuscht und sank in ihren Sessel zurück.

Frau Helene vermochte vor Ueberraschung kein Wort zu sprechen. Das war ja ganz unglaublich und Georg scherzte wohl nur.

„Aber welche Thorheit!" warf Mielau jetzt ärgerlich dazwischen. „Der Verkauf wird sich nicht ohne Verlust bewerkstelligen lassen und die Neueinrichtung und Einführung einer Fabrik oder eines Geschäftes am hiesigen Platze, wie du doch wohl beabsichtigst, ist für dich doppelt schwierig. Du hast dir die Sache noch nicht überlegt. Gretchen wird überdies einsehen, daß ihr Verlangen ein unbilliges ist! — Weiberlaune!" schloß er heftig und schritt aufgeregt im Zimmer umher.

Grening aber blieb bei seinem einmal gefaßten Vorsatz.

„Ich schreibe sofort in dieser Angelegenheit an meinen Notar und an meinen Procuristen," sagte er entschlossen. „In wenigen Wochen ist alles erledigt!"

Damit erschien die Sache abgethan. Frau Helene pries jetzt im Stillen die staunenswerthe Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit ihres zukünftigen Schwiegersohnes. Wie sehr mußte er Gretchen lieben, daß er ohne Besinnen ihre Wünsche erfüllte! Im Grunde genommen war es doch höchst angenehm, daß die jungen Leute nicht nach Amerika gingen, so behielten sie ihre Tochter und konnten das glücklichste Leben führen. Und das thörichte Mädchen, statt erfreut darüber zu sein, geberdete sich wie eine Verzweifelte. Hatte sie den Buchhalter noch nicht vergessen? Sollte es möglich sein, daß sie ihn heute noch liebte und um dieser Liebe willen sich bisher gesträubt hatte? Aber das würde sich ändern, denn:

„Kann man nicht haben, was man liebt,
So liebt man, was man hat! —"

Dieser Vers, mit dem sich die Berlinerin oftmals tröstet, kam Frau Helene in den Sinn und sie hoffte, daß auch Gretchen denselben beherzigen werde.

Grening schickte noch an demselben Tage seine Briefe mit den nöthigen Documenten nach New-York. Er hatte die Handschrift Georgs, die er sich nach dessen Briefschaften angeeignet, so täuschend nachgeahmt, daß seine Schriftzüge auf das Genaueste denen des Ermordeten glichen. Den Notar beauftragte er mit dem Verkauf aller Besitzthümer Georgs und dem Procuristen Stursberg schrieb er, derselbe möge ihm umgehend die Summe von zehntausend Dollars schicken, deren er dringend bedürfe, und theilte demselben zugleich mit, daß er das Geschäft auflösen werde und seinen Notar bereits mit dieser Angelegenheit betraut habe.

Als nach vierzehn Tagen weder von dem Notar, noch von dem Procuristen die erbetene telegraphische Antwort eintraf und somit auch die verlangte Geldsendung ausblieb, wurde Grening unruhig. Seine Besorgniß stieg, als er auf sein Cabeltelegramm, durch welches er dringend Erledigung forderte, die lakonische Antwort erhielt: „In acht Tagen!“ —

Sollte Georg Mielau mündliche Dispositionen hinterlassen haben, mit denen seine Anordnungen in geradem Widerspruch standen, so daß man Verdacht geschöpft hatte?

Das war nun freilich nicht der Fall, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Grening befürchtete; aber die Weisungen, die er dem Notar ertheilte, hatten das größte Erstaunen hervorgerufen. „Etwas muß da nicht in Ordnung sein!“ äußerte der Procurist Stursberg, ein älterer, erfahrener Mann, der schon bei dem Vater Georgs in Diensten gestanden. Man beschloß, mit dem Verkauf bis zur Rückkehr des jungen Chefs zu warten, dagegen den Buchhalter Richard Dankberg, der die Verwandten desselben bereits kannte, mit der verlangten Geldsumme nach Berlin zu senden. Er sollte dieselbe Georg Mielau über-

geben und sich die Richtigkeit seiner Anordnungen von ihm persönlich bestätigen lassen.

V.

Noch in der späten Abendstunde desselben Tages, an dem Grening das kurze Telegramm des Procuristen erhalten, traf Richard Dankberg in Berlin ein und stieg im Central-Hotel ab. Da er zu dieser vorgerückten Stunde seinen Chef nicht mehr aufsuchen konnte, beschloß er, ihm am nächsten Morgen seine Aufwartung zu machen. Er schlief jedoch nach den Strapazen der Reise länger als gewöhnlich. Als er sich bei Grening anmelden ließ, erfuhr er zu seinem Verdruß, daß dieser bereits ausgegangen sei. Er besorgte, daß seine Rückkehr nicht sobald erfolgen würde und verließ daher das Hotel, um nach so langer Abwesenheit von Berlin ein wenig in den Straßen herumzuschlendern.

Als er zwei Stunden später wieder vor dem Hotel anlangte, hielt neben dem Eingang in der Dorotheenstraße eine Droschke, in welcher eine junge Dame saß. Wäre Richard nicht mit seinen Gedanken derart beschäftigt gewesen, daß er auf seine Umgebung nicht achtete, so würde er in der Insassin der Droschke Gretchen Mielau erkannt haben. Diese hatte ihn jedoch bemerkt, denn sie lehnte sich plötzlich erbleichend in die Polster zurück.

Richard trat in die am Eingang gelegene Loge des Portiers und richtete an diesen die Frage, ob Herr Mielau bereits heimgekommen sei.

„Jawohl, mein Herr!“ entgegnete höflich der Portier. „Vor wenigen Minuten ist Herr Mielau hier vorübergegangen!“

Der junge Mann dankte und wollte sich schon entfernen, als ihn der Ausruf des Portiers zurückhielt: „Doch sehen Sie, da kommt der Herr schon wieder die Treppe herab!“

Der Buchhalter erblickte durch die Scheiben der hohen Glasthür einen ihm völlig fremden Herrn. Derselbe war mit einem eleganten grauen Jaquetanzug bekleidet, trug einen Cylinder von gleicher Farbe und gelbe Schnürstiefel. Sein hageres, gebräuntes Gesicht zierte ein starker, sorgfältig gepflegter, schwarzer Schnurrbart und über das glattrasirte Kinn zog sich schräg nach links herab eine Narbe, die von einer Schnittwunde herrühren mochte. Es war Grening. In dem Augenblick, als er an der Portierloge vorüberschritt, umspielte seine schmalen Lippen ein zufriedenes Lächeln und sein Auge blickte nach einem Gegenstand auf der Straße. Wie Richard, der die Züge des Abenteurers so gespannt und aufmerksam betrachtete, als sollte er ein Bild desselben zeichnen, diesem Blicke unwillkürlich folgte, sah er auch das Ziel desselben. Bei dem unerwarteten Anblick Gretchens ergriff ihn ein Gefühl freudigen Erschreckens. Er erschrak, weil er ihre Anwesenheit sofort mit dem ihm fremden Menschen in Verbindung brachte, dessen Auge mit so eigenthümlichem Ausdruck auf ihr ruhte. Ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, bestieg Grening schon die Droschke. Nachdem er an Gretchens Seite Platz genommen, die wie erschauernd vor seiner Berührung sich tiefer in die Ecke lehnte, rollte der Wagen davon. Richard sah demselben wie geistesabwesend nach, er wußte sich diesen Vorgang nicht zu erklären.

Endlich stieß er gepreßt die Frage heraus: „Wer war dieser Herr?“

Der Portier, welcher das Erschrecken Richards mit Verwunderung wahrgenommen hatte, entgegnete: „Es war Herr Mielau, der vor sechs oder sieben Wochen aus Amerika hier angekommen ist. Sie scheinen ihn nicht persönlich zu kennen?“

Der junge Buchhalter überhörte die Frage. „Herr Mielau — Georg Mielau?!“

„Ja!"

„Unmöglich!"

Sein Erstaunen war grenzenlos. Welche Veranlassung hatte dieser Mensch, sich für seinen Chef auszugeben, und vor allen Dingen, wo war dieser selbst? Eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf und eine innere Stimme sagte ihm, daß etwas Furchtbares geschehen sein müsse, daß dieser Fremde vielleicht der Urheber eines Verbrechens sei. Er mußte ihn zur Rede stellen und entlarven. Vollständig verwirrt stürzte der junge Mann aus dem Hause; aber der Wagen war längst seinen Blicken entschwunden. Der Portier sah ihm nach mit einem Blicke, der deutlich verrieth, daß Richards ihm unverständliches Benehmen sein Mißtrauen in hohem Grade erregt hatte.

Fast ohne zu wissen, wohin er ging, lenkte Richard seine Schritte nach dem Hause Mielau's. Erst vor der Thür desselben entriß er sich seinen Gedanken. Nachdem er Grening an Gretchens Seite in der Droschke gesehen, erschien es ihm unzweifelhaft, daß dieser sich auch der Familie Mielau gegenüber für seinen Chef ausgebe, und er sah ferner sein Verhältniß zu Gretchen bedroht. Er liebte sie noch immer und hatte die Hoffnung auf ihren Besitz keineswegs aufgegeben; der Gedanke aber, daß sie ihm entrissen werden könne, erfüllte ihn mit Bangen, und er war entschlossen, sich vor Allem hierüber Gewißheit zu verschaffen.

Darum begab er sich ohne Zögern ins Haus und stieg die Treppen zur Wohnung Mielau's hinan. Vor der Thüre blieb er tiefathmend stehen. Eine ungeheure Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Was würde er erfahren und wie würde ihn Gretchen empfangen? Er wartete bis sich das stürmische Klopfen seines Herzens etwas gelegt hatte, dann drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel und horchte gespannt auf jeden Laut hinter der Thür.

In dem Corridor ließen sich leichte Schritte verneh= men. Das kleine Auslugfensterchen der Entreethür wurde von dem Holzdeckel befreit und gleich darauf ertönte ein halb unterdrückter Aufschrei aus einer weiblichen Kehle.

Eine Weile blieb es darauf still. War es Gretchen, die ihn erkannt hatte und nun zögerte, zu öffnen? War vielleicht der Fremde anwesend und ihr darum sein Er= scheinen unlieb? Seine Unruhe und ängstliche Spannung war eine unbeschreibliche. Schon wollte er eine Frage an die hinter der Thür Stehende richten, als plötzlich der Riegel zurückgeschoben wurde. Gleich darauf stand er vor dem jungen Mädchen, das verwirrt und ängstlich forschend ihr Auge auf ihn richtete und unfähig war, ein Wort zu sprechen oder eine Bewegung zu machen, die ihn hätte am Eintreten hindern können.

Er blieb jedoch in der geöffneten Thür stehen, und unter dem Eindruck, den dieses Wiedersehen unter so eigen= thümlichen Umständen auf ihn ausübte, brachte er nur die Frage über seine Lippen: „Ist er hier?"

„Wer?" fragte Gretchen, obwohl sie zu wissen glaubte, wen er meinte, und ihre Wangen übergoß ein dunkles Roth.

„Der Herr, mit dem Sie vor einer halben Stunde vom Central-Hotel abfuhren!"

„Nein, er hat mich nach Hause geleitet und ist so= eben mit meinem Vater fortgefahren. Aber Sie fragen so eigenthümlich — —!"

Der junge Mann hielt kaum noch an sich. Die Liebe, welche in der langen Zeit seiner Abwesenheit durch die Sehn= sucht nur verstärkt worden, brach jetzt, wo er der Geliebten Auge in Auge gegenüberstand, mit überwältigender Kraft in seinem Herzen hervor, und die Hand des Mädchens ergrei= fend sprach er leidenschaftlich flüsternd, mit bebender Stimme:

„Sagen Sie es mir, Gretchen, in welchem Verhältniß jener Herr zu Ihnen steht, und vor Allem sagen Sie mir, ob ich Ihnen noch derselbe bin, als der ich gegangen!"

Das Roth auf ihren Wangen wich einer fahlen Blässe und Thränen traten in ihre Augen. Sie zitterte und schlug die Blicke vor ihm nieder.

„Sie haben mich nicht vergessen," fuhr Richard in einem weichen, innigen Tone fort. „Aber darf ich denn noch hoffen? Sind Sie noch frei?"

Das Gespräch war hastig, flüsternd, auf dem Corridor und in der halboffenen Thür geführt worden. Nur die mächtige Erregung, welche Beide beherrschte, hatte sie Ort und Situation gänzlich vergessen lassen. Auch jetzt war es nicht der Gedanke an diesen Umstand, der den jungen Mann veranlaßte, näher zu treten und die Thür zu schließen, sondern es trieb ihn das Verlangen, um jeden Preis Gewißheit zu erhalten. Der Zweifel marterte ihn; er mußte diese Qual enden, mochte die Antwort ausfallen, wie sie wollte. Er trat dicht an das junge Mädchen heran und während er versuchte, ihr ins Auge zu sehen, bat er: „Sprechen Sie!"

Gretchen schüttelte nur stumm das Haupt und weinte leise, ihre Hand auf die Augen pressend.

Ein seltsames Bangen beschlich ihn. „Sagen Sie nur ein Wort!" drängte er.

„Gehen Sie, Richard! Gehen Sie und vergessen Sie mich. Ich kann nie die Ihre werden, denn —"

„Sie haben sich an diesen Menschen gebunden?"

„Ich bin verlobt mit meinem Vetter, mit Georg Mielau!"

„Demselben, mit dem Sie heute am Hotel —"

„Mit Ihrem Chef! Ja!"

„Gretchen! was haben Sie gethan! Dieser — dieser Mensch, dem Sie sich anvertrauten —"

„Was ist!? O mein Gott!"

„Er ist nicht Georg Mielau! Hören Sie, Gretchen, ich kenne ihn nicht! Er ist ein Betrüger und vielleicht noch etwas weit Schlimmeres: ein Verbrecher! Ich kam hierher,

um meinem Chef eine große Geldsumme zu übergeben, und finde nicht ihn, sondern diesen Fremden, der ihm seinen Namen und seine Rechte geraubt und — mir ahnt es — auch sein Leben!“

Mit steigendem Entsetzen hatte Gretchen diesen Worten gelauscht, die einen Sturm sich kreuzender Empfindungen in ihrer Seele erzeugten. Konnte sie ihm glauben, war es denn nur möglich, was er behauptete? Aber eine innere Stimme sagte ihr, daß sie es dürfe; ihr Gefühl, das stets gegen den vermeintlichen Vetter gesprochen, hatte sie also nicht betrogen und der Widerwille, der sie gegen denselben erfüllte, war ein berechtigter! Es ergriff sie eine gewaltige Freude darüber, daß sie nun frei sei, daß sie kein Band mehr, weder der Verwandtschaft noch der Treue an diesen Menschen fesselte, daß sie diesen verhaßten Ring nun von ihrem Finger streifen und ihn mit ihrer Verachtung ihm vor die Füße schleudern dürfe. Und da hörte sie Richard weiter sprechen und begierig sog sie Wort für Wort in ihr Herz.

„Ich bin hierher gekommen, um ihm die Maske vom Gesicht zu reißen. Sie waren mit ihm, Gretchen? Verbergen Sie mir nichts. Er ist hier — in diesem Zimmer!“

Er ging auf eine Thür zu und legte schon die Hand auf den Drücker derselben, als das junge Mädchen an seine Seite trat und ihn zurückhielt.

„Er ist nicht hier,“ sprach sie. „Es ist niemand hier!“

Aber er hatte schon die Thür geöffnet und stand nun mitten im Zimmer. Gretchen war ihm gefolgt und trat vor ihn hin mit bittend erhobenen Händen.

„Gehen Sie, Richard! Ich bin allein. Aber zuvor sagen Sie mir, ob es denn wahr ist, ob ich Sie nicht mißverstanden — dieses Schreckliche und doch wieder so Beglückende —!“

Er sah sie mit einem Blicke voll Wehmuth an. „Es ist wahr, nur allzu wahr!“ entgegnete er. „Sie haben Ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt!“

„Nein! nein!“ schrie sie auf, „nicht mein Herz!“

„Sie lieben ihn nicht?“

„Ich hasse, ich verachte ihn, weil er mich hat zwingen wollen, die Seine zu werden!“

„Gretchen!“ — Das klang wie ein Jubelruf aus tiefstem Herzen. Und nun war es um seine Selbstbeherrschung geschehen. Er glitt auf die Kniee zu den Füßen des Mädchens und wirr drängte es sich, während er zu ihr aufschaute, über seine Lippen in mächtiger Erregung, — glühende Worte von Liebe und Sehnsucht nach ihr, Worte von so vielen tausend Freuden und so vielen süßen Schmerzen, die sie Beide durchlebt in der sonnigen Zeit ihrer jungen Liebe. Seine Seele befand sich in einem Taumel des Entzückens, der sich immer noch vergrößerte, sah er doch, daß sie ihn liebte. Er sah es an den thränenvollen Augen, den zuckenden Lippen, er sah es endlich an dem Blicke, den sie in seine Augen senkte — einem Blicke voll glühender, flammender Leidenschaft. Ihn überflutete dieser Blick wie süßer, schwerer Rosenduft, wie ein Meer, in dem Ertrinken eine Wollust ist und er erfüllte sein Herz mit heißer Wonne. Dann hörte er wie im Traume ihre bebende Stimme sagen: „Ja, ich liebe dich — dich!“ Und zwei zuckende, dürstende Mädchenlippen preßten sich fest auf die seinen und zwei volle weiche Arme umschlangen seinen Hals.

Und dann standen sie einander dicht gegenüber und sahen sich selig, liebestrunken in die feuchtschimmernden Augen. Herz drängte sich zu Herzen und Körper an Körper. Sie hing an seinem Halse, geküßt und küssend.

Sie sprachen lange Zeit kein Wort, nur durch Blicke und heiße Küsse ihre Gefühle tauschend. Als die Hochflut der Leidenschaft sich weniger stürmisch über ihre Herzen ergoß, löste sich Gretchen sanft aus den sie umschlingenden Armen des Mannes, aber nur, um gleich darauf abermals an seine Brust zu sinken, erschauernd vor Wonne und Glück.

VI.

Während die glücklichen jungen Leute noch mit dem Austausch ihrer Erlebnisse beschäftigt waren, ertönte plötzlich wie ein schriller Mißklang die Glocke im Entrée. Mit einem Schreckensrufe fuhr Gretchen auf und blickte rathlos, bebend vor Furcht den Geliebten an.

„Das wird er sein," sprach Richard, der in dem Einlaß Begehrenden Grening vermuthete. „Laß ihn ein, Gretchen!"

Nur widerstrebend folgte das junge Mädchen seinem Wunsche. Sie fürchtete für Richard, denn von dem Betrüger war, wenn er sich entlarvt sah, das Schlimmste zu erwarten.

Als sie die Thür öffnete, erschrak sie heftig, denn nicht der Erwartete stand vor ihr, sondern ihr Vater.

Derselbe, die Verwirrung seiner Tochter bemerkend, sah sie prüfend an und hatte schon eine Frage auf den Lippen, als Gretchen ihm zuvorkam.

„Wir haben Besuch, Vater," begann sie, „einen ganz unerwarteten Besuch!"

Damit schritt sie ihm voraus nach dem Zimmer, in welchem Richard zurückgeblieben war.

Als Mielau über die Schwelle trat, erhob er sich und ging ihm mit höflichem Gruß entgegen. Gretchen beeilte sich, den jungen Buchhalter vorzustellen, wobei sich die jungen Leute nicht so weit zu beherrschen vermochten, daß Mielau ihre Verlegenheit nicht bemerkt hätte.

„Sie suchen Ihren Chef und glaubten ihn hier zu finden!" sprach Mielau unangenehm berührt; er wollte jedoch aus Rücksicht auf seinen vermeintlichen Neffen nicht unhöflich gegen Richard erscheinen.

Dieser bemerkte aber sehr wohl die Verstimmung Mielau's und das unverhohlene Mißtrauen, mit welchem ihn derselbe betrachtete. Er lehnte daher den Stuhl, den

Gretchen ihm bot, ab und entgegnete auf die Frage ihres Vaters:

„Allerdings, und ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hier eingedrungen bin. Ich kann mich auch nicht besser rechtfertigen, als wenn ich Ihnen den Grund mittheile."

„O bitte!" glaubte Mielau sich verpflichtet, einzuschalten. „Ich bedaure, daß mein Neffe seinen Entschluß, mich zu begleiten, aufgegeben hat und in sein Hotel zurückgekehrt ist, wohin Sie sich leider nun schon bemühen müssen. Sie haben ohne Zweifel eine Sache von Wichtigkeit bei ihm zu erledigen. — Georg ließ mir gegenüber einige Andeutungen fallen," fügte er zu Gretchen gewandt hinzu. „Er erwartet zwar niemanden aus seinem Geschäft, rechnet aber schon seit mehreren Tagen auf eine große Summe Geldes und ist über deren Ausbleiben nicht wenig erstaunt!"

Richard Dankberg lächelte ironisch. „Es wird Sie in Verwunderung setzen," entgegnete er darauf sehr ernst, „wenn ich Ihnen sage, daß ich meinen Chef, Herrn Georg Mielau bis jetzt nicht gefunden habe und es auch leider für höchst unwahrscheinlich halten muß, ihn jemals von Angesicht zu sehen!"

„Was meinen Sie damit?" fragte Mielau verwundert.

„Ich behaupte," antwortete Richard, „daß ein Betrüger die Rolle Ihres armen Neffen spielt, der von jenem auf irgend eine Art beseitigt sein muß!"

Die Wirkung seiner im Tone vollster Ueberzeugung gesprochenen Worte war jedoch eine andere, als er erwartet hatte. Im ersten Augenblick starrte ihn der alte Herr fassungslos an, dann aber brach er plötzlich in ein kurzes, verächtliches Lachen aus.

„Wollen Sie sich gefälligst etwas deutlicher erklären, mein Herr?" sprach er darauf, während seine Stirn sich in Falten legte.

Noch ehe Richard antworten konnte, öffnete sich die Thür und die Gattin des hocherregten Hausherrn, von einem Ausgange zurückkehrend, trat herein.

Mielau erklärte ihr sogleich mit wenigen Worten, um was es sich handelte und Frau Helene trat ohne Besinnen auf die Seite ihres Gatten. Sie äußerte ihre Entrüstung gegen die Verdächtigung ihres zukünftigen Schwiegersohnes in wenig gewählten Worten. Der junge Mann behielt diesem Ansturm gegenüber seine Ruhe und versuchte, als man ihn endlich zu Worte kommen ließ, dem zornigen Ehepaar in möglichst klarer Weise die Sache darzustellen.

„Da Sie Ihren Neffen nicht persönlich kennen," sprach er, „war es dem Betrüger leicht, Sie zu täuschen. Aber ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, daß dieser vermeintliche Georg Mielau seine Besitzungen in Amerika verkaufen und ferner in Deutschland leben will, ja, daß er es nicht einmal für nöthig hält, diese Maßnahme persönlich zu treffen? Weil uns dieses Alles unerklärlich war, schickte man mich herüber, damit ich mir aus seinem eigenen Munde bestätigen lasse —"

„Aber das ist ja Wahnsinn!" rief Mielau aus und lief mit erhobenen Händen und heftig gesticulirend im Zimmer umher. Plötzlich blieb er dicht vor Richard stehen, diesen mit einem durchdringenden Blicke anschauend. „Und Sie haben die Stirn, mein Herr, mir ein solches Märchen aufzutischen?!"

„Der Grund für seine Handlungsweise ist mir vollkommen klar!" mischte sich jetzt Frau Helene, zu ihrem Gatten gewendet, ins Gespräch. „Der Herr hat es einst versucht, zu Gretchen in Beziehungen zu treten, die ich nicht gutheißen mochte. Jetzt, wo er ohne Zweifel erfahren, daß sich Georg mit Gretchen verlobt hat, treibt ihn die Eifersucht, sich zu rächen. Er hofft wahrscheinlich, daß wir auf seine Anschuldigung hin die Verlobung auflösen werden!"

Richard wollte schon heftig auffahren, als ihm Gretchen, welche die gehässigen Worte ihrer Mutter auf das Tiefste empörten, zuvorkam.

„Herrn Dankberg derartige Beweggründe unterzuschieben, das ist ungerecht, Mutter!" rief sie derselben zu.

„Was!" stieß Frau Helene zornbebend hervor; „du erlaubst dir, mir eine Zurechtweisung zu ertheilen und für diesen Herrn Partei zu ergreifen gegen deinen Verlobten?!"

„Meinen Verlobten?" entgegnete Gretchen bitter. „Ich betrachte ihn nicht mehr als solchen. Nach diesen Enthüllungen nicht mehr, von deren Wahrheit ich überzeugt bin!"

„Ich will noch hinzufügen," fiel Richard ein, „daß ich sofort gegen den Schwindler einschreiten werde und —"

„Genug!" fuhr Mielau auf. „Gehen Sie mit Ihren Verleumdungen an eine andere Adresse!"

Richard schwieg und warf einen schmerzlichen Blick auf Gretchen, die bleich, aber entschlossen dastand. Dann verbeugte er sich mit kalter Höflichkeit vor ihren Eltern und sprach, während er der Thür zuschritt:

„Ich wünsche, daß Sie es nicht zu spät bedauern mögen, meiner Warnung keinen Glauben geschenkt zu haben!"

Er verließ nach diesen Worten eilig das Zimmer, die Anwesenden in gewaltiger Erregung zurücklassend. Er begab sich sofort nach dem Telegraphenamt und unterrichtete den Procuristen Stursberg in New-York von seinen Ermittelungen durch eine längere Depesche, worauf unverzüglich die Antwort eintraf, er möge den Schwindler fortgesetzt beobachten. Er selbst, der Procurist, werde in Begleitung des als außerordentlich tüchtig bekannten Detectivs Norwich mit dem nächsten nach Hamburg gehenden Postschiff abreisen und innerhalb acht Tagen in Berlin sein.

Durch diesen Bescheid beruhigt, beschloß Richard Dankberg, bis zur Ankunft des Detectivs nichts Positives gegen Grening zu unternehmen, denselben jedoch fortwährend im

Auge zu behalten. Bei ihm stand es fest, daß der Abenteurer seinen Chef ermordet hatte. Wo und wie er die That ausgeführt, das würde sich nun ja bald aufklären lassen. Er würde ihn am liebsten sofort den Gerichten übergeben haben, wenn ihm nur das nöthige Beweismaterial zur Seite gestanden hätte. Das Geld, welches er seinem Herrn übergeben sollte, deponirte er bei einem Bankhause, denn er hatte eine instinctive Furcht, dasselbe bei sich zu behalten.

Auch bereute er jetzt, Mielau gegenüber seinen Verdacht ausgesprochen zu haben. Es war zu erwarten, daß der alte Herr dem Abenteurer Mittheilung davon machen werde und dann war dieser gewarnt und konnte sich durch die Flucht jeder Verantwortung entziehen.

VII.

Als Grening am Tage nach dem Besuche Richard Dankbergs bei Mielau erschien, fand er die ganze Familie noch in der aufgeregten Stimmung, in welche sie der gestrige Vorfall versetzt hatte.

Der alte Herr trat ihm sofort mit den Worten entgegen: „Sage mir, lieber Georg, hast du neuerdings Nachricht aus Amerika erhalten?“

Etwas bestürzt und mißtrauisch geworden durch die hochgradige Erregung Aller und durch die sichtliche Spannung, mit welcher man seine Antwort erwartete, dachte Grening sogleich an eine ihm drohende Gefahr und er entgegnete daher unsicher, während seine Blicke lauernd von dem Einen zum Andern glitten:

„Nachricht? — Nein, ich erwarte solche noch immer!“

Frau Helene sah ihren Gatten mit einem triumphirenden Lächeln an. „Nun ich dachte es mir,“ sprach sie, „daß der Herr nicht den Muth haben würde, Georg gegenüber zu treten!“

„Welcher Herr?“ fragte Grening äußerlich ruhig, aber voller Furcht im Herzen.

Noch ehe von einem Andern Antwort erfolgte, trat Gretchen dicht vor ihn hin und indem sie ihm mit einem starren, durchdringenden Blicke voll ins Antlitz schaute, sagte sie eindringlich, jedes Wort betonend:

„Es nützt Ihnen nichts mehr, Ihr verächtliches Spiel fortzusetzen! Sie sind nicht Georg Mielau, aber an Ihren Händen klebt sein Blut. Und Sie haben die Frechheit, hier unter seinem Namen aufzutreten und denken nicht daran, daß Ihr Verbrechen entdeckt wird und fürchten nicht die Strafe? Ich schaudere, wenn ich bedenke, daß ich im Begriffe war, Ihnen die Hand zu reichen, in den Abgrund zu Ihnen hinabzustürzen!“

Daß sie jetzt mit einemmale das „Sie“ gegen ihn anwandte, war nur natürlich. Voll unendlicher Hoheit stand sie vor dem Verbrecher, dessen Auge unsicher an den Wänden umherirrte, während sein Gesicht immer mehr erbleichte und die Angst ihm die Glieder zittern machte. Zu plötzlich, zu unvorbereitet brach die Entdeckung über ihn herein. Er sah bereits Alles verloren und sich in den Händen des Richters. Aber diese furchtbare Bestürzung dauerte nur wenige Secunden, dann hatte er seine volle Besonnenheit und Kaltblütigkeit zurückgewonnen und ein verächtliches Lächeln trat auf seine Lippen.

Außer sich vor Zorn über ihre Rede rief Mielau seiner Tochter ein heftiges „schweig!“ zu; Frau Helene trat vor sie hin und sprachlos vor Schrecken und Unwillen erhob sie wie beschwörend beide Hände.

Aber das junge Mädchen fuhr, ohne sich beirren zu lassen, mit erhobener Stimme fort:

„Ihr Erschrecken hat Sie bereits verrathen! Haben Sie vielleicht die Stirn, noch zu leugnen, wenn ich Ihnen sage, daß ein Angestellter und Freund Georg Mielau's Sie erkannt hat und im Begriffe ist, Sie zur Rechenschaft zu ziehen?“

Sie nahm wahr, daß ihre Worte diesmal einen noch größeren Eindruck machten als vorhin. Grening zuckte zusammen und vermochte nicht, seine furchtbare innere Erregung zu verbergen. Hätten die Eltern Gretchens nur vorurtheilslos seine Miene geprüft, so würden sie deutlich das Schuldbewußtsein in seinen Zügen gelesen haben. So aber dachten sie in unbegreiflicher Verblendung nicht daran, diesen beredten Zeichen eine andere Deutung zu geben, als die der Verwunderung und des Zornes über die ihm widerfahrene beleidigende Anschuldigung.

„Höre nicht auf sie, Georg!“ rief Mielau dem wie versteinert Dastehenden zu.

„Diese hirnverbrannte Idee hat ihr ein gewissenloser Mensch in den Kopf gesetzt; sie weiß nicht, was sie spricht!“

„Du wirst Georg um Verzeihung bitten!“ fiel Frau Helene ein, indem sie dicht an ihre Tochter herantrat und einen gebieterischen Blick in deren Augen senkte. „Sofort wirst du erklären —“

„Das werde ich nicht!“ unterbrach sie Gretchen, sich stolz in die Höhe richtend. „Was ich gesagt habe, werde ich in allen Theilen aufrechterhalten!“

„Geh hinaus, auf dein Zimmer!“ herrschte Mielau sie an, außer sich vor Zorn und Entrüstung.

„Ich beklage nur, daß ihr nicht glauben wollt,“ sprach das junge Mädchen, während sie gehorsam dem väterlichen Befehle der Thür zuschritt. Und auf den ihr mit unverkennbarem Hohne nachschauenden Verbrecher einen Blick voll eisiger Verachtung werfend, fügte sie mit erhobener Stimme hinzu: „Die Wahrheit wird ans Licht kommen!“

„Ist das erhört?!“ schluchzte Frau Helene. „O, dieses ungerathene Kind, wie viele Sorgen wird sie uns noch bereiten!“

Grening hatte inzwischen seine volle Ruhe und sein Selbstbewußtsein zurückgewonnen. Er sah ja, daß man nicht im Entferntesten daran dachte, der gegen ihn erhobenen

Anklage Glauben zu schenken; aber er mußte erfahren, wer der Mann war, der gegen ihn auftrat und ob ihm ernstliche Gefahr von demselben drohe. Darum richtete er, nachdem Gretchen sich entfernt hatte, an ihren in hochgradiger Erregung und mit heftigen Schritten auf- und niederwandelnden Vater die Frage:

„Wer ist denn der Urheber dieses — Unsinns?"

„Du wirst erstaunen, wenn ich dir seinen Namen nenne," sagte Mielau. „Es ist ein Mensch, dem du jedenfalls Wohlthaten erwiesen hast —, der junge Buchhalter Richard Dankberg, dessen Du auch in deinem Briefe gedachtest!"

Grening besann sich auf den Namen, den ihm auch Georg Mielau genannt hatte und entgegnete nicht ohne heftiges Erschrecken: „Ah, Dankberg!"

„Ja, und er behauptet, mit der von Dir erwarteten Geldsumme an Dich abgeschickt zu sein, die er Dir aber nicht übergeben werde, weil — nun du kennst ja den Grund! Ich denke, er verleugnet Dich, um das Geld unterschlagen zu können; ich begreife aber nicht, warum er dann überhaupt hier auftritt. Er hätte doch sicherer gethan, mit seinem Raube in der Verborgenheit zu bleiben!"

„O dieser Mensch!" rief Grening mit gut gespielter Entrüstung, „den ich für zuverlässig und ehrlich hielt und an den ich Wohlthaten genug verschwendet, er vergilt mir dieselben so?! Jetzt kann ich mir auch erklären, warum das Geld ausblieb. Er ist auf sein Ersuchen beauftragt worden, mir dasselbe zu überbringen. Unfaßlich erscheint es mir nur, wie mein Procurist so leichtsinnig handeln und einen Menschen, der erst kurze Zeit in meinem Geschäfte thätig ist, mit einer so wichtigen Sendung betrauen konnte!"

„Bei uns ist Dankberg wohl hauptsächlich darum aufgetreten, weil er Gretchen ganz für sich gewinnen wollte, und seinen Zweck hat er ja leider auch erreicht. An uns ist es aber nun, das thörichte Mädchen zur Vernunft zu

bringen. Du wirst es ihr hoffentlich nicht nachtragen, lieber Georg, was sie in ihrer Verirrung Böses über Dich gesprochen und gedacht," sagte Frau Helene.

Grening lächelte. „Gewiß nicht. Ich bedauere aber lebhaft, daß es Dankberg gelungen ist, Gretchen noch mehr als bisher gegen mich einzunehmen und hoffe nach diesem kaum noch auf eine endliche Versöhnung zwischen uns. Gretchen haßt mich ja in demselben Maße, als sie jenen zu lieben scheint. Ich bewundere die dreiste Verwegenheit dieses Mannes umsomehr, als er doch überzeugt sein muß, daß ich seinen Intriguen ein schnelles Ende bereiten und ihn zur Rechenschaft ziehen werde."

„Ja, es ist unbegreiflich," sprach Frau Helene. „Dankberg ist blind in seiner Eifersucht; denn diese allein im Verein mit Habsucht und Neid ist die Triebfeder seiner Handlungen."

„Nun, Georg wird ihm schon das Handwerk legen!" warf Mielau ein und setzte zu Grening gewendet hinzu: „das einfachste ist, du übergibst ihn sofort der Criminalpolizei. Vielleicht kannst du noch den größten Theil des unterschlagenen Geldes dadurch retten. Auch Gretchen wird umso schneller von ihrem Irrthum geheilt werden, je eher der Schwindler entlarvt wird!"

Grening schien nachzudenken, denn er antwortete nicht mehr. Plötzlich äußerte er zur großen Ueberraschung Mielau's und Helenens: „Mir thut der junge Mann eigentlich leid. Es ist eine moralische Verirrung seinerseits, an der wohl seine Eifersucht und sein Haß gegen mich die Schuld trägt. Darum will ich einmal in Güte mit ihm sprechen und den Versuch machen, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen. Sollte dieser Versuch fehlschlagen, so werde ich selbstverständlich keinen Augenblick zögern, ihn dem Strafrichter zu übergeben."

„Aber das ist eine schlecht angebrachte Nachsicht, lieber Georg!" rief Mielau unwillig. „Ich sehe nicht ein, warum

Du diesen Menschen schonen willst. Die Humanität ist eine schöne Sache, aber man übt sie nicht aus, um Verbrechern Vorschub zu leisten!"

„Laß mir meinen Willen," entgegnete Grening, dem diese Wendung des Gespräches unbehaglich zu werden begann.

Achselzuckend, aber mit einem Lächeln, das deutlich bekundete, wie wenig er mit der Ansicht seines vermeintlichen Neffen einverstanden sei, fügte sich Mielau schweigend dem Willen desselben. Frau Helene jedoch empfand sichtliche Rührung über den beispiellosen Edelmuth ihres zukünftigen Schwiegersohnes und pries denselben mit dem enthusiastischen Ausruf: „Gott segne dein gutes Herz, lieber Georg!" — —

Grening dachte freilich gar nicht daran, gegen Richard Dankberg aufzutreten; er hielt es im Gegentheil für gerathen, demselben vorsichtig aus dem Wege zu gehen und war darum selten daheim. Er zweifelte nicht daran, daß der Buchhalter mit seiner Behauptung, von New-York abgeschickt zu sein, die volle Wahrheit gesprochen hatte, und er verwünschte im Stillen den übereilten Schritt, welchen er gethan, als er den Auftrag ertheilte, das Geschäft zu verkaufen. Diese eine unüberlegte Handlung hatte Alles verdorben.

Das Klügste erschien es ihm, sofort und ungesäumt zu entfliehen; aber diesen Gedanken verwarf er bald wieder. Er hätte in diesem Falle seinem Nebenbuhler, den er glühend zu hassen begann, das Spiel gar zu leicht gemacht. Auch erwachte jetzt wieder die Habsucht in ihm und damit das Verlangen, sich in den Besitz des von Richard mit herüber gebrachten Geldes zu setzen. Durch gerichtliche Hilfe die Herausgabe desselben zu erzwingen, wie Mielau gerathen, war unmöglich, da er sich dadurch selbst der größten Gefahr ausgesetzt hätte. Aber er war entschlossen, kein Mittel, entweder der Gewalt oder der List, unversucht zu lassen, die Beute an sich zu bringen. Als er bemerkte, daß der junge

Buchhalter nach einigen Tagen nicht das Geringste mehr gegen ihn unternahm, wiegte er sich bereits in Sicherheit und dachte ernstlich an die Ausführung eines neuen Verbrechens.

Gretchen fand keine Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit Richard und erhielt auch keine Nachricht von ihm. Nichtsdestoweniger bewahrte sie ihre entschlossene Haltung gegen Grening und ihr Vertrauen auf die siegende Macht der Wahrheit verließ sie keinen Augenblick. Wie hätte sie auch sonst den unaufhörlichen Ueberredungsversuchen und den Vorwürfen ihrer Eltern Widerstand zu leisten vermocht? Schweigend ließ sie dieselben über sich ergehen, hoffte sie doch, daß bald der Tag kommen würde, der die Lösung bringen und den Eltern die Augen öffnen sollte. Gegen Grening empfand sie einen so starken Widerwillen und Abscheu, daß sie es nicht über sich gewann, ihm noch einmal zu begegnen. Als derselbe eines späten Nachmittags kam, blieb sie auf ihrem Zimmer, dessen Thür sie von innen verschloß und trotz der Scheltworte und Ermahnungen ihrer Mutter nicht öffnete.

Grening blieb nicht lange. Sie hörte ihn nach einer halben Stunde mit ihrem Vater, der ihn zu begleiten schien, über den Corridor an ihrer Thür vorübergehen. Sie athmete schon erleichtert auf, da vernahm sie plötzlich Grening's Stimme, der zu ihrem Vater sprach:

„Ich werde ihn heute Abend aufsuchen und zur Rede stellen. Wehe ihm, wenn er sich weigert, seinen Raub herauszugeben!"

Gretchen erschrak heftig bei diesen drohenden Worten und ein Gefühl namenloser, herzbeklemmender Angst um den Geliebten ergriff sie; denn es unterlag ja keinem Zweifel, daß nur dieser von Grening gemeint sei. Von einem Zusammentreffen der Beiden befürchtete sie das Aergste und es war ihr sofort klar, daß sie ein solches unter allen Umständen verhindern müsse. Aber wie? Um Richard brieflich

zu warnen, dazu war es zu spät, der Abend brach herein und Grening begab sich womöglich sofort zu ihm. Rathlos schritt sie im Zimmer auf und ab und es gelang ihr nicht, irgend einen Ausweg zu entdecken; die Verzweiflung über ihre Hilflosigkeit erpreßte ihr heiße Thränen und ihre Aufregung, ihre Angst wuchs mit jeder ungenützt verrinnenden Minute.

Da durchzuckte sie plötzlich ein rettender Gedanke. Im Augenblick versiegten ihre Thränen und sie trat schnell vor den Spiegel, ordnete ihr Haar und kleidete sich darauf mit fieberhafter Hast zum Ausgehen an. Nachdem sie den Schleier über das vor Erregung geröthete Antlitz herabgezogen, stand sie einen Moment lauschend an der Thür, bevor sie dieselbe öffnete. Ihre Eltern durften nicht davon wissen, daß sie das Haus verließ; dieselben würden sie ohne Zweifel zurückgehalten haben. Aber sie vernahm keinen Laut draußen, augenscheinlich befand sich ihre Mutter im Wohnzimmer und der Vater war wohl noch nicht zurückgekommen. Vorsichtig und leise huschte sie über den Corridor, die Treppe hinab und fühlte sich erst sicher, als sie sich unten auf der Straße befand.

VIII.

Richard Dankberg hatte seine Wohnung im Central-Hotel bereits an dem ersten Tage nach seiner Ankunft in Berlin aufgegeben und in der Dorotheenstraße eine Chambre-garni-Wohnung gemiethet. Er hatte das lediglich aus Vorsicht gegen Grening gethan.

Zu derselben Zeit, wo Gretchen infolge der Drohung Grenings die elterliche Wohnung verließ, saß er mit zwei Herren in seinem Zimmer in eifriger Unterhaltung. Der eine derselben war der Procurist Stursberg und der zweite der Criminal-Commissär Norwich. Beide hatten die Reise über den Ocean zurückgelegt und waren erst vor einer Stunde in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße ange-

kommen, wo sie Richard, der durch eine Depesche davon in Kenntniß gesetzt worden, hocherfreut empfangen hatte.

Der junge Buchhalter hatte soeben seinen Bericht, wobei er sein Verhältniß zu der Familie Mielau und insbesondere zu Gretchen eingehend geschildert, beendet und empfing für seine Umsicht und sein kluges Verhalten die Lobsprüche und den Dank des Procuristen.

„Leider unterliegt es wohl keinem Zweifel," sprach dieser, „daß mein unglücklicher junger Chef von dem Schwindler ermordet wurde. Nur möchte ich es für höchst unwahrscheinlich halten, daß derselbe das Verbrechen hier in Berlin oder überhaupt auf dem Festlande ausgeführt hat, meiner Ansicht nach dürfte die That auf dem Schiffe geschehen sein."

„Das Letztere ist nicht denkbar," entgegnete der Commissär. „Ein Mord auf dem Schiffe würde sofort entdeckt werden und damit sicher auch der Thäter. Ich glaube, das Verbrechen wird in Hamburg ausgeführt sein. Ehe wir jedoch nicht den Mörder selbst in unserer Gewalt haben, den ich nach Ihrer Schilderung —" er wandte sich mit diesen Worten an Richard — „bereits zu kennen glaube, läßt sich nichts Bestimmtes darüber sagen."

„Wir werden eilen müssen, Herr Commissär," begann Richard; „denn wenn der Verbrecher Sie erkennt, wird er nicht säumen, sich durch die Flucht zu retten."

„Seien Sie unbesorgt, noch heute Abend werde ich ihn in seiner Wohnung verhaften. Sie begleiten mich wohl nach dem Polizeipräsidium," sprach der Commissär, indem er sich erhob. „Ich will sogleich die nöthigen Vorbereitungen treffen."

Die beiden Herren schickten sich an, dem Wunsche des Criminalbeamten nachzukommen, als draußen plötzlich die Entréeklingel ertönte.

„Einen Augenblick, meine Herren," entschuldigte sich Richard. „Meine Wirthin ist nicht zu Hause, ich will doch sehen, wer Einlaß begehrt."

Damit ging er hinaus und öffnete die Corridorthür. Er erschrak, als er Gretchen vor sich stehen sah, die ihm sofort mit den Worten entgegentrat:

„Verlasse deine Wohnung augenblicklich, Richard! Es droht dir Gefahr!"

Sie hatte den weiten Weg von der Lindenstraße bis zu ihm zu Fuß und in größter Eile zurückgelegt. Ihr Athem flog und ihre Wangen glühten. Sie schlug den Schleier zurück und lehnte sich erschöpft an den Thürpfosten. Richard ergriff besorgt ihre Hand und zog sie an sich.

„Eile!" drängte sie angstvoll; „er kann jeden Augenblick kommen und du darfst nicht mit ihm zusammentreffen, er würde dich tödten!"

„Wer? — Ah, du meinst? — Aber komme nur herein, ich brauche ihn nicht zu fürchten."

„Wie, Richard! Du wolltest ihn erwarten? Nein, nein, ich vergehe vor Angst und Sorge!"

Richard zog das aufgeregte Mädchen in den Corridor herein und schloß die Thür.

„Du sagst, er kommt hierher?"

„Ja, aber —"

„Beruhige dich, Gretchen. Wie aber hast du das erfahren?"

Das junge Mädchen erzählte hastig, was sie gehört und schloß mit den Worten: „Ich habe bis heute Allem getrotzt und meine Eltern durch meinen Widerstand auf das Aeußerste erbittert. O, Richard, wann wird denn endlich der Tag kommen, wo die Wahrheit siegt? Meine Kraft geht zu Ende! Doch ehe ich jenem Menschen angehören will, lieber tödte ich mich!" setzte sie mit Entschlossenheit hinzu.

„Du mein herziges, mein tapferes Mädchen!" sprach Richard bewegt, „die Zeit der Leiden ist vorüber. Noch heute wird der Verbrecher unschädlich gemacht werden. Komm herein, der Procurist deines unglücklichen Vetters und ein Criminalbeamter sind anwesend. Deine Nachricht

ist zu wichtig, als daß wir sie ihnen nicht sogleich mittheilen sollten."

Mit diesen Worten öffnete er die Thür und zog das überraschte junge Mädchen in das helle Licht des Zimmers. Stursberg und der Commissär erhoben sich und traten ihnen entgegen, letzterer in großer Erregung.

„Sie haben laut genug gesprochen," sagte er, „wir haben jedes Wort verstanden. Ich kann Ihnen also eine Wiederholuug ersparen; aber eine Frage gestatten Sie mir wohl, mein Fräulein?" wandte er sich an Gretchen.

Dieselbe war beim Anblick der fremden Herren sehr befangen und zudem kam ihr jetzt das Eigenthümliche ihrer Lage erst voll zum Bewußtsein. Da aber ergriff Richard für sie das Wort:

„Fräulein Mielau!" sagte er vorstellend, „was Sie ohnedies wohl schon errathen haben werden. Sie hat sich um meinetwillen einer großen Gefahr ausgesetzt, indem sie gegen den Willen ihrer Eltern und ohne Rücksicht auf die Folgen hierher kam, um mich von dem Anschlag des Verbrechers in Kenntniß zu setzen."

Diese mit großer Wärme gesprochenen Worte und dazu der innige, leuchtende Blick, den Richard auf das junge Mädchen warf, entlockten dem Commissär ein Lächeln des Verständnisses.

„Sie haben eine ebenso treue als tapfere Verbündete, Herr Dankberg," sprach er und wandte sich dann mit der Frage an Gretchen: „Sind Sie dessen sicher, daß niemand Sie dieses Haus hat betreten sehen oder Kenntniß von Ihrem Vorhaben hat?"

„Ich wüßte nicht," antwortete Gretchen.

„So wird der Schwindler ohne Zweifel kommen und wir wollen ihn erwarten. Morgen, Fräulein Mielau, werden ihre Eltern von ihrem beklagenswerthen Irrthum befreit sein und auch über Herrn Dankberg eine bessere Meinung gewonnen haben."

Der Commissär hielt plötzlich inne und blickte Richard fragend an. Draußen schloß in diesem Augenblick jemand geräuschvoll die Corridorthür. Richard ging hinaus, kehrte aber bald wieder mit der Erklärung zurück:

„Meine Wirthin ist soeben nach Hause gekommen. Ich habe ihr gesagt, daß ich noch einen Besuch erwarte, den sie unverzüglich zu mir hereinweisen soll."

Gretchen war der Meinung, es habe niemand sie das Haus betreten sehen. Dem war aber nicht so. In ihrer Aufregung hatte sie es nicht bemerkt, daß auf der anderen Seite der Straße ein Herr sie fortgesetzt beobachtete. Als sie in dem Thorweg verschwand, kam derselbe herüber und nachdem er die Hausnummer gelesen, schien er im ersten Augenblick entschlossen, der die Treppen Hinaufeilenden zu folgen; dann aber besann er sich und schritt hastig in der Richtung nach der Friedrichstraße davon.

Es war Grening, der das junge Mädchen erkannt hatte und nun wußte, daß sie sich zu Dankberg begab. Eine grenzenlose Wuth bemächtigte sich seiner bei dieser Entdeckung. So weit also waren die Beiden schon, daß sie sich ein Stelldichein in der Wohnung des Buchhalters gaben, so weit vermochte Gretchen ihre Pflichten zu vergessen und sogar ihre Ehre, ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen? Und dabei war sie seine verlobte Braut, sie gehörte ihm und er war auch nicht gesonnen, sie freizugeben. Diesem Verhältniß aber wollte er jetzt mit einem Schlage ein Ende bereiten. Dankberg fürchtete er nicht und dieser Zwischenfall änderte auch seinen ursprünglichen Plan nur wenig. Statt seinen Feind allein aufzusuchen, würde er dies nur in Gesellschaft Mielau's thun.

Ungesäumt ging er nach dem Hotel Monopol, wo Mielau ihn zurückerwarten wollte und fand diesen an einem Seitentische allein sitzend.

„Nun, Georg, schon so schnell zurück?" rief ihm der alte Herr verwundert entgegen.

Grening trat dicht an Mielau heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf sich dieser leichenblaß sofort erhob. „Nicht möglich! du sagst, Gretchen — und zu ihm?“

„Es ist so, komm und überzeuge dich.“

Ohne noch ein Wort zu erwidern, ergriff Mielau Hut und Stock und folgte eilig dem Voranschreitenden. Vor dem Hause, in welchem Dankberg wohnte, blieb er plötzlich stehen und erfaßte Grenings Arm, dabei mit vor Zorn bebender Stimme in die Worte ausbrechend:

„Wenn es so ist, wenn ich sie hier finde — dann —“

„Ich bitte dich, sei ruhig!“ unterbrach ihn Grening. „Jedenfalls trifft Gretchen die geringste Schuld. Den Verführer aber —“

„Keine Schonung mehr für ihn!“ rief der alte Herr erbittert. Sie stiegen darauf schweigend die Treppen hinan.

IX.

Vor Dankbergs Wohnung angelangt zog Grening die Glocke.

Ihm klopfte doch das Herz bei dem Gedanken, daß er jetzt seinem Gegner gegenübertreten solle und eine Ahnung sagte ihm, daß die nächsten Minuten eine Entscheidung von größter Tragweite bringen würden. Aber diese wollte er ja gerade. Er war entschlossen, den jungen Buchhalter, sobald dieser ihm wirklich gefährlich wurde, unschädlich zu machen, und mit diesem Vorsatz beschwichtigte er den aufsteigenden Sturm in seinem Innern.

Der ihm öffnenden Wirthin nannte er den Namen Georg Mielau und fragte, ob Herr Dankberg zu sprechen sei.

„Jawohl,“ entgegnete die Frau.

„Ist Herr Dankberg — allein?“ fragte Mielau hastig, aufgeregt.

„Nein, ich glaube nicht," war die Antwort und die Wirthin wies die beiden Besucher in das Zimmer ihres Miethers.

Die bei diesem Anwesenden hatten jedes Wort, welches draußen gesprochen worden, verstanden, und Gretchen sowohl als auch Richard waren bei der Stimme Mielau's erschrocken zusammengefahren.

„Mein Vater!" stieß Gretchen angstvoll hervor und sie zitterte vor banger Erwartung.

Richard hatte im Augenblick seine Ruhe zurückgewonnen. Er blickte fest auf die Thür, durch welche im nächsten Moment die Beiden eintreten mußten. Dabei fühlte er gleichsam die bangen Blicke Gretchens, die offenbar aus seiner Haltung Muth zu schöpfen suchte.

„Treten Sie hier herein," sprach da der Commissär zu dem jungen Mädchen und deutete auf das kleine Schlafcabinet Dankbergs, das durch eine Portiere von dem Zimmer geschieden war. Wie einer plötzlichen Eingebung folgend, schlüpfte er selbst hinter den Vorhang, Gretchen mit sich ziehend, und rief dann leise dem Procuristen zu:

„Bitte, Herr Stursberg, kommen Sie hierher. Ich will zuvörderst beobachten. — Herr Dankberg, bleiben Sie so ruhig, als es Ihnen möglich ist!"

Kaum hatte sich die Portière hinter den drei Personen geschlossen, so klopfte es an die Thür. Auf das „Herein" Richards traten Grening und Mielau ein, sichtlich überrascht, diesen nur allein vorzufinden.

Mielau blieb an der Thüre stehen und ließ sein Auge forschend in dem Raume umherirren. „Mein Herr," sprach er zu Richard, der ihm völlig ruhig entgegenkam, „meine Tochter ist zu Ihnen gegangen, wo ist dieselbe?"

Er war sichtlich bemüht, seine heftige innere Erregung zu verbergen.

„Ihre Tochter?" rief Richard bestürzt.

„Ihr Leugnen würde nutzlos sein," fiel Grening

höhnisch lächelnd ein. „Ich selbst sah Fräulein Mielau dieses Haus betreten.“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Richard mit ruhiger Würde und maß den Verbrecher mit einem stolzen Blick.

„Ah! Sie kennen Ihren Chef nicht mehr?“ rief Mielau im höchsten Grade erbittert. „Aber die Comödie hilft Ihnen nichts, mein Herr! Ich verlange —“

„Geduld, lieber Onkel!“ unterbrach ihn Grening und legte beschwichtigend seine Hand auf die Schulter des alten Herrn. „Wer ich bin, wissen Sie sehr wohl,“ sprach er darauf zu Richard. „Ich ersuche Sie jetzt, erstens mir die von meinem Procuristen anvertraute Summe von zehntausend Dollars zu übergeben, und zweitens —“

„Und zweitens?“ fragte Richard spöttisch.

„Zweitens!“ rief Grening, einen boshaften Blick auf den unerschrockenen Buchhalter werfend, „binnen vierundzwanzig Stunden sich aus dem Staube zu machen, sonst —“

„Nun sonst?“ —

Die Züge Beider waren blaß, erregt. Einer starrte den Anderen an — Beide fühlten, daß es jetzt zwischen ihnen zur Entscheidung kommen müsse. Der Moment war gekommen, den Richard schon so lange ersehnt, den Grenings angsterfüllte Seele schon so lange gefürchtet hatte. Aber noch bewahrte er seine Sicherheit und rief mit gut gespielter Entrüstung:

„Herr! Wissen Sie nicht, daß ich Sie sofort dem Staatsanwalt übergeben kann?“

Ein lautes Lachen erscholl nach diesen Worten aus dem kleinen Cabinet und der Commissär, gefolgt von dem Procuristen, trat hinter der Portière hervor. Er schritt bis dicht an den wie versteinert dastehenden Verbrecher heran und sprach dann laut, mit scharfem Blick den Gesichtsausdruck desselben beobachtend:

„Guten Abend, Herr Grening!“

Dieser fuhr auf, als ob eine Natter ihn gebissen hätte. Der letzte Blutstropfen schwand aus seinem Gesichte und sein Blick irrte mit gläsernem, hilfesuchendem Ausdruck unter den Anwesenden umher, bis er schließlich wieder auf der Person des hochaufgerichtet dastehenden Commissärs haften blieb. — Diese furchtbare Bestürzung dauerte indessen nur wenige Secunden, dann kam das alte verächtliche Lächeln wieder um die Mundwinkel des Abenteurers zum Ausdruck.

„Ich verstehe Sie nicht, wen meinten Sie, mein Herr?" versetzte Grening, aufmerksam den vor ihm Stehenden fixirend. „Sie täuschen sich offenbar."

„Verstellen Sie sich doch nicht!" entgegnete der Commissär mit eindringlicher Stimme und trat noch einen Schritt näher an Grening heran. „Wir sind ja alte Bekannte. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie ich Ihnen eines Abends im Clubhause meine aufrichtige Bewunderung über Ihre Geschicklichkeit im — Falschspielen aussprach? Ich fügte damals den Rath hinzu: „Kehren Sie um!" — Ich sehe, Sie haben, nachdem Ihnen im Spielhause der Boden unter den Füßen brannte, eine neue Bahn eingeschlagen: vom Betrüger sind Sie zum Mörder und Dieb avancirt!"

Die Wirkung dieser Worte auf den Verbrecher war eine unbeschreibliche.

Er erkannte jetzt den gefürchteten Commissär und bei dieser Entdeckung zog es wie Eiseskälte durch seine Glieder. Nur unter Aufbietung der äußersten Kraft gelang es ihm, seine Gemütsstimmung vor den Andern zu verbergen. Er gewann es sogar über sich, verächtlich lächelnd noch einmal zu sagen:

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!"

„Sie werden mich sofort verstehen! — Herr Dankberg, Sie haben wohl die Güte, vom nächsten Polizeibureau zwei Schutzleute zur Escorte dieses Verbrechers zu requiriren. Hier meine Karte, die Sie dem Polizeilieutenant zeigen mögen."

Damit überreichte er ein rothes Papier dem jungen Buchhalter, der sich anschickte, dem Wunsche des Beamten zu folgen, aber auf einen Wink des Procuristen noch zögerte.

Jetzt erst sah Grening ein, daß es furchtbarer Ernst sei, und im Angesichte der unausweichlichen Gefahr brach seine künstlich erhaltene Sicherheit und sein Selbstbewußtsein zusammen. Er gab sein Spiel verloren und dachte nur noch daran, sich zu retten. Sein Erschrecken hatte ihn bereits verrathen und zu deutlich gesprochen, als daß ihm fortgesetztes Leugnen hätte helfen können.

„Kennen Sie mich?" sagte in diesem Augenblick der Procurist Stursberg, den bisher die Gestalt des Commissärs den Blicken Grenings verborgen hatte und der jetzt diesem gegenübertrat.

Der Verbrecher begnügte sich, mit einem Achselzucken zu antworten.

„Mein Name ist Stursberg, Herr Mielau," wandte sich dieser an den alten Herrn. „Ich bin der Procurist Ihres Neffen. Sie sehen, der Mensch hier kennt mich nicht einmal; das spricht wohl deutlich genug gegen ihn."

Erst durch die Anrede des Procuristen wurde Mielau von dem lähmenden Entsetzen befreit, das ihn bei diesen überraschenden Enthüllungen während der ganzen Scene befangen gehalten. Ein Blick auf das leichenfahle Gesicht Grenings, das seine Seelenangst widerspiegelte, überzeugte ihn mehr, als alle Worte, daß er die Wahrheit vernommen. Und jetzt brach seine Empörung und sein Zorn in den Worten hervor, die er dem Verbrecher ins Angesicht schleuderte: „Bube, nichtswürdiger!"

Er machte Miene, sich auf Grening zu stürzen. Dieser wich aber urplötzlich bis an die Thüre zurück und während der Commissär und Richard auf ihn zueilten, griff er blitzschnell in die Brusttasche seines Rockes, zog einen Revolver hervor und richtete denselben auf seine Angreifer.

Da ertönte von dem Eingang des Cabinets her ein gellender, durchdringender Schrei. Alle wandten ihre Blicke der Stelle zu. Vor der Portière im Zimmer stand Gretchen, todtenblaß und mit vor Entsetzen weitgeöffneten Augen nach Grening hinüberstarrend und die Hände wie zur Abwehr gegen diesen ausgestreckt. Noch bevor jemand eine Bewegung machen konnte, um sie daran zu verhindern, sprang sie vor und stellte sich schützend vor Richard hin.

Grening stieß bei dem Anblick Gretchens ein kurzes höhnisches Lachen aus. Seine Züge verzerrten sich vor Wuth, als er dieses deutliche Zeichen ihrer Liebe für den Verhaßten gewahrte.

Er riß die Thür auf, erhob den Revolver und feuerte blindlings einen Schuß auf das Paar ab. In demselben Moment aber hatte Richard auch schon Gretchen zurückgedrängt und sich vor dieselbe geworfen. Die Kugel streifte seinen Arm, ohne mehr als einen leichten Riß in der Haut hervorzubringen. Gleich darauf schoß Grening auf den Commissär, der schon die Hand ausstreckte, um ihm die Waffe zu entreißen.

Der Beamte hörte die Kugel an seinem Ohr vorübersausen und ohne sich aufhalten zu lassen, stürzte er auf den Verbrecher zu.

Dieser wartete indessen nicht erst die Wirkung seiner Schüsse ab, sondern er floh zu der geöffneten Thür hinaus und sprang wie ein gehetztes Wild in wenigen Sätzen die Treppen hinab. Der Commissär und Richard eilten ihm nach, vermochten ihn aber nicht mehr einzuholen. Als sie auf der Straße anlangten, war Grening spurlos verschwunden.

„Er entgeht uns doch nicht," sprach der Commissär, „ich werde ihm sogleich die Wege versperren."

Er begab sich mit Richard nach der nächsten Polizeiwache und nachdem er sich hier mit dem ersten Beamten verständigt, spielte der Telegraph nach allen Richtungen,

und dem Entflohenen war somit das Entweichen aus der Hauptstadt unmöglich gemacht. Auf dem Rückwege trat Richard in eine Sanitätswache ein, wo er sich die Wunde am Arme verbinden ließ.

X.

Als der Commissär mit Dankberg in die Wohnung des letzteren zurückkehrte, war Mielau schon durch Gretchen und den Procuristen Stursberg über den Zweck des Besuches seiner Tochter bei dem jungen Buchhalter unterrichtet.

Sehr bewegt sprach er jetzt Richard in herzlichen Worten seinen Dank aus und bat ihn für das ihm zugefügte Unrecht um Verzeihung. Er drückte ihm wiederholt die Hände, während der junge Mann jeden Dank und jede Anerkennung bescheiden ablehnte.

„Wie hätte ich anders handeln können,“ sprach Richard. „Ich habe nur meine Pflicht gethan. Mein Bestreben mußte es sein, Sie von diesem Verbrecher zu befreien und ebenso war es meine Aufgabe, Alles zu thun, was ich konnte, damit der an meinem unglücklichen Chef verübte Mord gerächt werde.“

„Ich will mich nach Hamburg begeben,“ begann der Commissär, „und dort weitere Nachforschungen über das Verbrechen anstellen. Das Einfangen Grenings kann ich den Berliner Behörden überlassen. Der Schurke sitzt vielleicht schon morgen hinter Schloß und Riegel.“

Er entfernte sich darauf, nachdem er Mielau das Versprechen gegeben, diesen nicht nur von seinen Ermittlungen sofort in Kenntniß zu setzen, sondern ihn auch nach seiner Rückkehr von Hamburg zu besuchen.

Auch der Procurist Stursberg verabschiedete sich jetzt; bevor er ging, sprach er noch zu Mielau:

„Der Tod meines Chefs ist leider nicht mehr anzuzweifeln. Da aber Georg Mielau meines Wissens keinen

Verwandten in Amerika besitzt, so sind Sie der Erbe seines gesammten Vermögens. Vorausgesetzt, Sie lösen das Geschäft nicht auf, stehe ich also nunmehr in Ihren Diensten."

„Ich bin noch zu überrascht von dieser Wendung der Dinge, als daß ich schon jetzt eine Entscheidung treffen könnte," versetzte Mielau. „Ich bitte Sie daher, die Geschäfte wie bisher weiter zu führen. — So bin ich denn durch dieses unglückselige Ereigniß plötzlich zum reichen Mann geworden," setzte er hinzu. „Wie gerne aber würde ich diesen Reichthum meinem Neffen überlassen, könnte ich ihn dadurch wieder zu den Lebenden zurückrufen."

Richards Züge hatten sich währenddem immer mehr verdüstert. Es fiel ihm jetzt schwer auf die Seele, daß der Reichthum, welcher der Familie Mielau zugefallen, ein unübersteigliches Hinderniß für ihn in Bezug auf Gretchen bilden würde. Er, der arme Buchhalter, durfte jetzt wohl schwerlich hoffen, die Hand der reichen Erbin zu erhalten.

Mielau hatte schon seit geraumer Zeit den jungen Mann verstohlen beobachtet und den Ausdruck von Trauer und Niedergeschlagenheit in seinem Antlitz wahrgenommen. Ein gutmüthig ironisches Lächeln umspielte die Mundwinkel des alten Herrn und als habe er die Gedanken Richards errathen, sagte er, diesem die Hand auf die Schulter legend:

„Mein lieber Herr Dankberg, ich kenne Ihre Wünsche in Bezug auf meine Tochter. Ich weiß, daß dieselbe Ihre Liebe erwidert und so sehe ich nicht ein, warum ich einem durchaus ehrenhaften Manne die Zukunft meines Kindes nicht anvertrauen sollte."

„O, Herr Mielau!" rief Richard überrascht und mit freudestrahlendem Gesicht.

„Nun, Gretchen," wandte sich der alte Herr zu seiner Tochter und zog die Erröthende an sich, „habe ich es so recht gemacht?"

„Ach, Papa, du bist so gut," flüsterte Gretchen, ihm die Wangen streichelnd.

„Kleine Schmeichlerin!“ lachte der Vater. „Wie aber wird deine Mutter diese Dinge aufnehmen?“

„O, sie wird jetzt nicht mehr nein sagen.“

„Auf morgen, Herr Dankberg,“ sprach Mielau zu Richard, der nur immerfort die Geliebte mit leuchtenden Augen anschaute und keine Worte fand für das erhebende und beglückende Gefühl, das ihn erfüllte. — „Auf morgen!“ fügte er noch einmal mit einem bedeutungsvollen Augenzwinkern hinzu. „Und Sie, Herr Stursberg, darf ich Sie um Ihren Besuch bitten?“

„Von Herzen gern will ich kommen,“ versetzte der Procurist.

„So lassen Sie uns für heute Gute Nacht sagen.“

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte Richard der Geliebten zu.

„Morgen!“ gab sie mit einem innigen Blicke zurück.

* * *

Nachdem Grening glücklich seinen Verfolgern entflohen, hatte er sich an der nächsten Ecke in eine Droschke geworfen und sich nach dem Thiergarten fahren lassen. Eine volle Stunde ließ er sich in den abgelegensten Wegen umherfahren, anfänglich immer noch von der Furcht vor Entdeckung gepeinigt; dann aber, als er etwas ruhiger geworden, überlegend, wohin er seine Flucht fortsetzen könne. Sehr bald aber sah er die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen ein. In sein Hotel zurückzukehren, durfte er nicht wagen; vielleicht erwarteten ihn dort schon die Polizisten. Auch wenn er sich auf einen Bahnhof begab, mußte er befürchten, dort sofort verhaftet zu werden, und selbst wenn er glücklich den Zug bestieg, so konnte er schon auf einer der nächsten Stationen entdeckt und gefangen werden. Am sichersten war er noch immer in der Hauptstadt, aber wie lange würde er sich hier verbergen können? Morgen vielleicht schon führte ihn ein unglücklicher Zufall in die Hände seiner Verfolger.

Je länger er nachdachte, um so gewisser erschien es ihm, daß jede Hoffnung für ihn verloren sei und eine grenzenlose Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Zu plötzlich, zu überraschend war die Entdeckung über ihn gekommen und der jähe Zusammenbruch seines künstlich aufgeführten Lügengebäudes hatte ihn vollständig kopflos gemacht. Dazu erwachte jetzt sein Gewissen und er empfand die bitterste Reue über sein verfehltes Leben. So gab er sich denn erst gar nicht die Mühe, nach einem Ausweg zu suchen oder nach einem Mittel, der gefürchteten Strafe zu entgehen.

Wohl zehnmal hielt er die kalte Mündung des Revolvers an die wildpochende Schläfe und seine Finger zuckten an dem Hahn der Waffe, aber immer wieder setzte er ab. Eine furchtbare Angst krampfte ihm das Herz zusammen, so oft der entscheidende Moment herankam. Endlich faßte er einen letzten Entschluß. Er befahl dem Kutscher, ihn nach einem Gasthause im höchsten Norden der Stadt zu fahren. Dort angelangt begehrte er ein Zimmer für die Nacht, bezahlte die Rechnung und schloß sich darauf ein.

Er war entschlossen zu sterben und er ging auch ungesäumt ans Werk, diesen Vorsatz auszuführen.

Das Zimmer war durch einen Gaslüster beleuchtet und außerdem befanden sich an der einen Längswand noch zwei Schrauben in dem durch die Tapete verdeckten Gasrohr, die nur entfernt zu werden brauchten, um neuen Flammen die nöthige Nahrung zuzuführen.

Grening nahm sämmtliche Betttücher zur Hand und zerschnitt dieselben in schmale Streifen, mit welchen er darauf sehr sorgfältig alle Fugen an Fenster und Thür verstopfte. Dann versuchte er, die Schrauben aus dem Gasrohr zu entfernen. Um dieses auszuführen, mußte er einen Tisch und von diesem aus noch einen Stuhl besteigen, da das Rohr fast unmittelbar unter der Decke hinlief.

Mittelst einer kleinen Zange, welche er bei sich trug, gelang es ihm endlich, die Schrauben abzudrehen.

Große kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn, als er von dem Tische herabstieg und seine Glieder zitterten. Er drehte die Gasflammen des Lusters aus und öffnete darauf wieder die Hähne. Dichte Finsterniß herrschte um ihn. Mit wankenden Knieen suchte er das Bett auf und setzte sich nieder. Schwer stützte er den Kopf in beide Hände, die Blicke starr auf den Boden gerichtet. Eine unendliche Weichheit bemächtigte sich seiner. — Er klagte sich nicht mehr an, noch suchte er einen grausamen Genuß darin, sich immer wieder seine Verworfenheit vor die Seele zu führen. Eine gewisse wehmüthige Zufriedenheit zog in seine Brust ein, bei dem Gedanken, daß der Tod ihn von den ewigen Gewissensqualen befreien würde. Ohne Haß oder Groll gedachte er jetzt Dankbergs. Wie lange er so dasaß, wußte er nicht; derjenige aber, der die Geschicke der Menschen lenkt, weiß, wie viele Thränen der Reue und Verzweiflung in jener Nacht aus seinen Augen gefallen. Nach einem dreißigjährigen verlorenen Erdendasein schienen plötzlich in ihm die Gefühle und Anschauungen eines Kindes ins Leben gerufen zu sein.

Allmälig spürte er die Wirkung des giftigen Gases. Er legte sich auf das Bett, schloß die Augen und erwartete gefaßt den Tod. — —

Frau Helene hatte wirklich Mühe, den Sachverhalt zu begreifen; doch sie mußte sich mit der Thatsache abfinden, was ihr besonders hinsichtlich der zu erwartenden Erbschaft leicht gelang. Gegen Dankberg schlug ihre Gesinnung vollständig um und sie erhob nicht den geringsten Widerspruch gegen die Verlobung Gretchens mit ihm. Als Richard daher am nächsten Tage mit dem Procuristen Stursberg erschien und in aller Form bei Frau Helene um Gretchen warb, benahm sie sich ganz wie das Muster einer Schwiegermutter.

Stursberg nahm den innigsten Antheil an dem Glück der beiden Liebenden und er sprach ihnen in herzlichen Worten seinen Glückwunsch aus. Gretchen dankte durch ein mattes Lächeln. Sie wollte gefaßt erscheinen, allein es gelang ihr nicht, die Spuren zu beseitigen, welche die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden auf dem lieblichen Antlitz zurückgelassen hatten.

Noch an demselben Tage erfuhr man den Tod Grenings. Bei dieser Nachricht athmeten Alle auf, denn der Proceß gegen den Mörder, mit allen seinen im Gefolge habenden peinlichen Verpflichtungen, war dadurch niedergeschlagen. Der Commissär Norwich kehrte bald von Hamburg wieder zurück. Seine Nachforschungen waren von Erfolg gekrönt worden. Die Leiche Georg Mielau's war damals aus der Elbe aufgefischt worden, und die vorgefundenen Papiere brachte Norwich als Beweismittel gegen Grening mit nach Berlin. Jetzt freilich nützten dieselben nichts mehr, da der Verbrecher sich der irdischen Strafe bereits entzogen hatte. — —

Am Morgen eines freundlichen Octobertages standen die Neuvermählten, Richard Dankberg und Gretchen, Arm in Arm auf dem Verdeck eines großen Dampfers, der soeben seine Anker zu der Fahrt nach der neuen Welt lichtete. Und während das Schiff sich in Bewegung setzte, wandten sie ihre Blicke abschiednehmend noch einmal zurück nach dem in Nebel gehüllten Festlande. Dort, in verschwimmender Ferne, lag Hamburg mit dem Grabe des armen Georg, dessen Erbe sie jetzt anzutreten im Begriffe waren. Mielau hatte seinem Schwiegersohne die Leitung des Geschäfts und die Verwaltung des Vermögens übertragen und es vorgezogen, mit Frau Helene allein in Berlin zurückzubleiben.



Drei Städte an der Brennerbahn.

Von C. Jentsch.

Könnte man doch, wie einst Goethe, das schöne Land Tirol im offenen Wägelchen durchstreifen, bald an einer Felswand haltend, um eine in den Kalkstein eingebettete Stufe Glimmer zu prüfen, bald eine artige Harfnerin oder sonst ein müdes Kind auf ein Stückchen mitnehmend, bald botanisirend und beobachtend, wie die Blätter ein und derselben Pflanzenart je höher in den Bergen hinauf desto schmaler werden! Indes, machen wir aus der Noth eine Tugend! Hat doch auch die Beförderung per Dampf ihr Schönes! Eine solche Ueberraschung konnten die Wagen- und Fußreisenden früherer Zeiten niemals erleben, wie sie uns Heutigen zu Theil wird, wenn wir, kaum aus den unendlichen Bierwagenreihen des Münchener Centralbahnhofes heraus, nun plötzlich kurz vor Kufstein die Bergriesen in Reih' und Glied vor uns stehen sehen. Ich kenne keine großartigere Einfahrt ins Gebirge als diese. Fast unmittelbar aus der bayerischen Hochebene steigen die Kegel und die zackengekrönten Wände empor, das grüne Kleid von den sich herabschlängelnden Geröllfurchen zerrissen, die das zu Thale stürzende Wasser auswühlt. Kaum haben wir Zeit, uns das erhabene Bild einzuprägen, da sausen wir schon hinein in das Berglabyrinth, und ein köstliches Landschaftsbild jagt das andre im herrlichen Innthale, bis wir Halt machen, um die in Smaragden und blitzende Demanten gefaßte Perle dieser Bilderreihe, die Landeshauptstadt, in Ruhe zu beschauen.

Vollkommene landschaftliche Schönheit kann nur solchen Gegenden zugesprochen werden, wo sich Natur und Kunst zur harmonischen Einheit vermählt haben. In der öden

Berg- und Waldwildniß vermissen wir auf die Dauer mit peinigendem Unbehagen die „Spuren ordnender Menschenhand,“ und sich mit den Parkanlagen, die in der steinernen Herrlichkeit der Großstadt die Natur ersetzen sollen, für immer zu begnügen, dazu gehört schon eine gewisse geistige Verkrüppelung. Es dürfte nun nicht viele Orte in der Welt geben, wo die Harmonie vollkommener wäre als in Innsbruck. Vor den Schweizerstädten, wenn wir Chur und Luzern ausnehmen, haben die in Tirol einen gewaltigen Vorzug voraus; sie liegen den Bergen so nahe, daß deren Gipfel in jede Straße, auf jeden Platz hereinschauen. Sitzen wir im Gärtchen unseres Hotels zu Innsbruck beim rothen Tirolerwein, so lugt uns Frau Hütt ins Glas, die böse Frau, die ihres harten Herzens wegen in Stein verwandelt ward, und nun zu ihrer Pein jahraus jahrein einem fröhlichen Gewimmel glücklicher Menschen zusehen muß. Wer die Städtchen im Altvatergebirge kennt, dessen Vorberge freilich im Vergleich zu denen der Alpen nur Hügel sind, kann sich von solcher Lage eine Vorstellung machen. Tritt man aus der innern Stadt heraus und wendet sich südwärts, so steht man vor einer himmelhohen Wand, die aber in der Wirklichkeit keineswegs so düster aussieht, wie leider auf allen Photographien, sondern im Sonnenlicht schön hellgrün erglänzt und mit hellfarbigen, aus den Garten- und Waldbäumen hervorlugenden Gebäuden wie mit Perlen übersäet ist. Klimmen wir diese Wand, an den als Fremdenherbergen dienenden Schlößchen Büchsenhausen und Weiherburg vorüber, hinauf bis zur Hungerburg, statt deren aber jetzt eine mit Brot, Milch, Eierkuchen und Wein wohlversorgte Bauernwirthschaft da droben steht, so überschauen wir das ganze Thal in seiner Pracht und die Berggipfel bis zu den in der Sonne blitzenden schneebedeckten Spitzen der Stubaier Kette. Auf dem Rückwege — wie schwer fällt es da, sich von den einzelnen Aussichtsplätzchen loszureißen! Ehe wir vollends zu Thale steigen, treten wir einen Augenblick in



Innsbruck.

den vom Bädeker übersehenen Friedhof des schmucken neugothischen St. Nikolauskirchleins ein. Er ist als Campo Santo angelegt, d. h. von Säulenhallen umgeben, deren Rückwände mit Grabdenkmälern geschmückt sind. Die Seelen der Verstorbenen brauchen, um das Paradies zu genießen, nur auf den Ruhestätten ihrer Leiber zu weilen; menschliche Phantasie wenigstens vermag nichts Schöneres zu ersinnen, als dieses Plätzchen: ringsum Kunstwerke in Farbe und Stein, und darüber hinaus die paradiesische Landschaft. Großartiger, aber nicht so anmuthig, ist die Aussicht auf dem Friedhofe zu Meersburg, wo man über den Bodensee hin den Sentis erglänzen sieht; und packender, aber beinahe anstößig, wirkt der Contrast zwischen moderndem Gebein und üppig heiterer Lebensfülle zu St. Peter in Salzburg; denn hier tritt man aus dem alterthümlichen düstern Campo Santo durch ein Pförtchen unmittelbar in das Schenkgärtlein hinein, wo stets eine lose Gesellschaft beim lieblichen Stiftswein schwatzt, lacht und lärmt. Weit weniger landschaftliche Schönheiten als der Spaziergang zur Hungerburg bietet der am Dampftramway hin und bei den nüchternen grellgelben Gebäuden der Abtei Wilten vorbei zu der mit Parkanlagen geschmückten Schießstätte des Kaiserjäger-Regiments auf dem Berge Isel, aber unterlassen darf ihn kein österreichischer Patriot: erzählen doch die Denkmäler droben von des Andreas Hofer und seiner Bauern Heldenkämpfen, denen der Iselberg zum Stützpunkte diente.

Und wie vortrefflich stimmt zu dieser großartigen und doch anmuthig-freundlichen Landschaft ihre lebendige Staffage! Da sehen wir eine Abtheilung schmucker Bergartilleristen im strammen Schritt vorübermarschiren mit ihren Maulthieren, deren jedes eine winzige Kanone zieht, die der Unkundige, wenn er sie unbespannt fände, vielleicht für ein Kinderspielzeug halten würde. Dort kommen rüstigen Schritts silbergraue, büffelähnliche Ochsen angestampft, deren gemüthliche Gesichter und glänzende kluge Augen zu sagen

scheinen: da seht einmal, wie weit es hier oben auf unsern Bergen sogar das Rindvieh in der Intelligenz bringt! Carl Stieler, der feinsinnige Beobachter des bayerischen Alpenlebens, hat die interessante Wahrnehmung gemacht, wie hoch in geistiger Beziehung — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — das Bergvieh über dem Vieh der Ebene und das Rind des kleinen Mannes über der Stallherde des Großgrundbesitzers steht. Diese ist weiter nichts als rentables lebendiges Fleisch, und die einzelnen Stücke unterscheiden sich nur der Nummer nach von einander. Die Kuh des kleinen Bauern hingegen, die bei der Arbeit hilft und als Familienglied behandelt wird, die Alpenkuh, die ihre eignen Wege zu gehen gewohnt ist und von der Sennerin mit Namen gerufen wird, sie erheben sich gewissermaßen zur Persönlichkeit und sind am Benehmen und am Gesichtsausdruck von ihren Schwestern zu unterscheiden. Ich habe eine Bäuerin gekannt, die über die Charaktereigenschaften ihrer Kühe stundenlang mit Begeisterung sprach und mehr davon zu erzählen wußte, als manche vornehme Dame von ihren Kindern. Nun, und wie mit dem Vieh, so verhält es sich mit den Menschen. Unter lauter Fabrikrädchen, mit hunderten Seinesgleichen täglich von früh bis abends immer dieselben Bewegungen ausführend, wird er selber zum Maschinentheile. Der Aelpler ist Gott sei Dank noch nicht Maschinentheil geworden. Seine Beschäftigung führt ihm täglich wechselnde Bilder vor Augen, die seine Phantasie beleben; sie stellt ihn täglich den unberechenbaren Naturgewalten und seinen eigenwilligen Thieren gegenüber, die abzuwehren oder zu lenken und zu benützen immer neue Entschließungen, Einfälle, Kunstgriffe erforderlich sind. Namentlich der Tiroler ist auch noch in seiner zum Glück nicht übermäßig großen Hauptstadt — sie zählt mit den Vororten 33000 Einwohner — ein vollsinniger und vollkräftiger, ein ganzer Mensch, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit geblieben, hat sich seine derbe Natur bewahrt

und macht auch sein Recht auf Lebensgenuß geltend. Es ist eine Freude, diese gesunden, vollen, bräunlich rothen Wangen, diese blitzenden Augen, diese schön geschwungenen Brauen, diese kräftigen und zugleich elastischen Gestalten, diese selbstbewußte Haltung, diese Heiterkeit und Frische zu sehen! Während in manchen Gegenden körperliche Schönheit nur noch bei den höhern Ständen zu finden ist, und das verkümmerte gemeine Volk einer andern, niedern Race anzugehören scheint, zeichnen sich hier gerade die untern Classen — was man Proletariat nennt, gibts gar nicht — durch edle Gestalt und Gesichtsbildung aus; bei den Mägden, Bauernburschen, Lehrbuben, Handwerksgesellen, Taglöhnern findet man meistens hübsche und nicht selten bildschöne Gesichter. Die Tirolertracht ist, in der Stadt wenigstens, leider gänzlich verschwunden; doch haben die Männer und Burschen wenigstens das kecke Hütlein beibehalten, das mit der wiegenden Feder zum trutzigen Gesichtsausdruck so trefflich stimmt. Defregger hat seinen Landsleuten wahrlich nicht geschmeichelt.


Tiroler. (Nach Defregger.)

Charaktervoll, wie der Menschenschlag, ist auch seine Bauart. Die innere Stadt mit ihren Häusern im gothischen, Renaissance- und Barockstil bewahrt sich ihr alterthümliches Gepräge. Als das Pracht- und Schaustück der

Innsbrucker Architektur gilt jener Erker, der das goldene Dachel genannt wird, weil ihn Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, die Spötter zu beschämen, mit vergoldeten Kupferplatten decken ließ. Die äußere Stadt, deren Hauptverkehrsader die breite Maria-Theresienstraße bildet, besteht zwar aus Bauwerken neueren Ursprungs, aber auch die heutigen Architekten bauen dort nicht nach der Schablone. Nur bei wenigen neuen Häusern sind über dem Streben, den Gebrauchszweck mit möglichst geringen Kosten zu erreichen, die Anforderungen des Schönheitssinns gänzlich mißachtet worden. Die meisten suchen sich durch hübsche Erker, angenehme Verhältnisse, originelle Fensterstellung, durch Stuck- und Bilderschmuck dem malerischen Gesammteindruck harmonisch einzufügen. Vornehm nach modernem Geschmack muthen die von Anlagen umgebenen öffentlichen Gebäude am Rennweg, das Nationaltheater und das Curhaus an.

Ein vornehmer, wenn gleich recht nüchterner Bau ist auch die gegenüberliegende Hofburg; sie zeigt jenen kalten, steifen und leeren, aber durch weite helle Räume für die Arbeit wie für die Feste gleich bequemen Palast- und Abteienstil des vorigen Jahrhunderts, den man von der Kopfzier der damaligen Männerwelt den Zopf zu nennen pflegt. Den sogenannten Riesensaal in der Burg sich aufschließen zu lassen, lohnt die Mühe; die vom Tiroler Maler Maulbert in hellen Farben ausgeführten Fresken der gewölbten Decke — sie stellen den Triumph der großen Kaiserin dar — machen einen ungemein heiteren Eindruck.

Ein Fremder, der gestehen wollte, daß er an der Hofkirche vorbeigegangen sei, ohne einzutreten und sich das weltberühmte Maximilians-Denkmal anzusehen, würde für einen Barbaren erklärt werden. Aber wenn uns der gütige Leser nicht verrathen will, so geben wir ihm im Vertrauen den Wink, daß sich ein im schattigen Hofgarten, oder beim „Bierwastl," oder auf irgend einem benachbarten Aussichtspunkte zugebrachtes Stündchen eigentlich besser rentirt; die


Tirolerin. (Nach Epp.)

Verletzung seiner Touristenpflicht einzugestehen, hat er gar nicht nöthig, da ihn ja der Bädecker in den Stand setzt, den Skatbrüdern daheim das Lob des Mausoleums mit ebenso viel Kunstverständniß als Begeisterung zu singen. Den Fachmann freilich zwingt sein Beruf, wohl einen ganzen Tag und noch länger im Halbdunkel dieses Gotteshauses seine Augen anzustrengen. Aufsteigende Fürstenmacht und wachsender Reichthum wirkten im 15. und 16. Jahrhundert zusammen, einen Gräberluxus zu erzeugen, der an die Pyramiden der ägyptischen Pharaonen nnd an die Mausoleen der römischen Kaiserzeit erinnert, glücklicherweise aber den Künstlern jener schönheitstrunkenen Periode so reichliche Gelegenheit zur Entfaltung ihres Genius gewährte, daß man einer Eitelkeit und Prunksucht, der wir solche Werke verdanken, nicht zürnen kann. Das Maximilians-Denkmal, dessen Figurenschmuck in der Zeit von 1513 bis 1583 hergestellt worden ist, darf vielleicht als das großartigste seiner Art bezeichnet werden. Leider haben die wackern Künstler sich und ihre Werke in den Dienst einer Idee stellen müssen, die vom ästhetischen Standpunkte aus nicht eben glücklich genannt werden kann. Das eigentliche Monument (Grabmal ist deswegen keine richtige Bezeichnung, weil die Gebeine des „Letzten Ritters“ nicht hier, sondern in der Burgkapelle zu Wiener Neustadt ruhen)

das eigentliche Monument also, welches aus einem mit 24 Marmorreliefs geschmückten, die knieende Figur des Kaisers tragenden Sarkophage besteht, wird durch ein hohes Gitter vollständig verdeckt. Dieses Gitter ist zwar selbst ein großes Kunstwerk, aber auf einige Schritt Entfernung wirkt es doch nur wie ein schwarzer, fast undurchsichtiger Schleier. Läßt man sichs aufschließen, so kann man zwar die einzelnen Reliefs mustern, aber wegen des zu nahen Standorts das Ganze nicht überschauen und draußen sieht man überhaupt so gut wie nichts von dem Denkmal. Die 28 Broncestatuen sodann, die zu beiden Seiten des Gitters zwischen den Säulen der Kirche stehen, sind zwar wiederum eine jede für sich Meisterwerke —zwei davon haben Peter Vischer zum Schöpfer — auch war es eine wirklich großartige Idee, die Riesenstandbilder der habsburgischen Kaiser, des Frankenkönigs Chlodwig, Theodorichs des Großen, der burgundischen Herzöge, des nebelhaften Königs Arthur tafelrundlichen Angedenkens und andere historische Größen als Fackelträger



Goldenes Dachl in Innsbruck.

für ein Grabmonument zu verwenden, aber vom künstlerischen Standpunkte aus muß man doch wieder fragen: was können diese Figuren für eine Beziehung haben zu einem den Augen verhüllten Denkmale, und wie können sie unter sich ein künstlerisches Ganzes bilden, da man sie von keinem Punkte der Kirche aus zu überschauen vermag? Noch dazu verderben das Gitter und die Figuren zusammen den Eindruck des schönen Kirchenschiffs, indem sie die schlanken Säulen, die reichen Capitäle, das zierliche Gewölbe dem unten stehenden Beschauer theilweise verdecken und nirgends einen Durchblick gestatten, der ein schönes Architekturbild darböte. Aesthetisch könnte das Denkmal seinen Zweck nur erfüllen, wenn es, aber ohne Gitter, auf einem freien Platze oder in einer vielmal größeren Kirche stünde. In seiner gegenwärtigen Beschaffenheit scheint es darthun zu sollen, wie man siebenzigjährige Künstlerarbeit so verschwenden könne, daß sie möglichst wenig Wirkung erzielt: man sieht in dieser Hofkirche vor lauter Denkmälern kein Denkmal und keine Kirche.

Dem Volke mögen die „schwarzen Mander," wie es die Statuen nennt, als Gefolge des beliebten heitern und lebenslustigen Maximilian spanisch genug vorkommen. Desto verständlicher sind ihm die beiden Denkmäler, die vorn in der Eingangshalle einander gegenüberstehen: links das seines Lieblingshelden Andreas Hofer, rechts das der sämmtlichen in den Kriegen von 1796—1809 fürs Vaterland gefallenen Tiroler; beide aus weißem Marmor und Werke des Professors Schaller in Wien vom Jahre 1838. Die lebensvolle Hoferstatue, das den Fahneneid seiner Bundesleute darstellende Relief am Postament, die Pietà und die Engel des andern Denkmals reden eine Sprache, die zu Herzen geht.

„Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben," hat Goethe am 8. September 1786 auf dem Brenner in sein Tagebuch notirt. Was nicht hilft, unterläßt man füglich, und selbst Abbildungen würden

wenig nützen, da ja doch der Leser das Schönste, die Farbenpracht, mit seiner Phantasie ergänzen mag. Du lieber Altvater Goethe, was würdest du sagen, wenn du droben auf dem Brennerpaß im Gasthause „zur Post“ anstatt deines alten Wirthes, der keine dringendere Sorge als das Heumachen kennt und um diesem Geschäft ungestört obliegen zu können, seinen berühmten Gast so schnell wie möglich bei nachtschlafender Zeit bergab spedirt, den heutigen sehen könntest, wie er sich vor Anfragen und Bestellungen, vor Postkartenannahme und Ausgabe nicht zu helfen weiß? Wenn du an unserer Statt in die Table d' Hôte hineinfielst und dich plötzlich von Berliner Geheimräthen, Münchener Malerinnen, englischen Blaustrümpfen, reizenden Backfischen, Professoren und Gymnasiasten umgeben sähest? Wir meinen, du würdest im ersten Augenblick das Geschick verwünschen, das dich die langweilige „gute“ Gesellschaft, der du entfliehen wolltest, hier oben wieder finden läßt, dann aber gute Miene zum bösen Spiel machen, dir

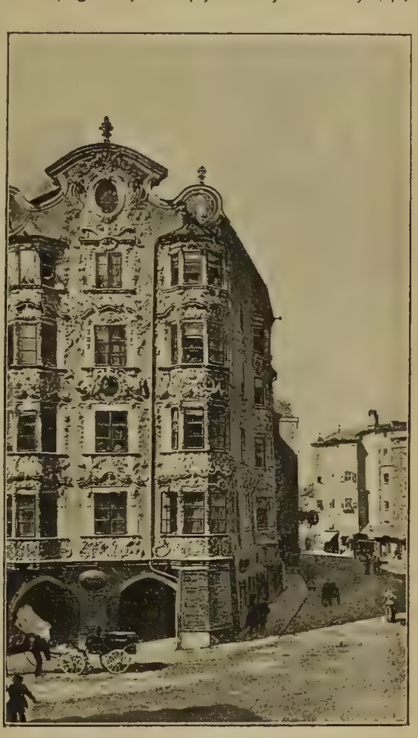


Hofgasse in Innsbruck.

die zwei hübschesten unter den Mädchen aussuchen und nach dem Recept deines Herkules (in „Götter, Helden und Wieland“) mit ihnen, unter jedem Arm eine, siegreich durchgehen — natürlich nur im Gespräch. Auch der gestrengen gnädigen Frau aus Hannover, die dir gegenüber sitzt, würdest du ab und zu ein geneigtes Ohr, einen gütigen Blick und eine witzige Artigkeit gönnen, nicht weil sie einen Zwicker trägt und dich über die Durchschnittstemperaturen und Hotelpreise aller italienischen Städte belehrt, sondern weil sie trotzdem gar nicht übel aussieht. Uebrigens steht den 50 Pfleglingen des Postwirths ein so geräumiges Ausflugsgebiet zur Verfügung, daß sie nur zu wollen brauchen, um für einander unsichtbar zu werden. Während man in jenem großen Curpark, der nur noch dem Namen nach die alte Schweiz des Wilhelm Tell ist, schon auf die, selbst den nicht mehr vorhandenen Gemsen, unzugänglichen Gipfel flüchten muß, wenn man nicht auf Schritt und Tritt Herren mit meterbreiten Manschetten und Damen im chicksten Promenadenanzuge begegnen will, kann man auf dem Brennergebirge halbe Tage lang herumklettern, Alpenrosen pflücken, sich im Schnee oder auf den duftigen Matten wälzen, ohne von der europäischen Cultur gestört zu werden. Hie und da ein verlaufenes Kalb oder ein Sennbub, das ist alles, was man von Civilisation da droben trifft. Aber — o über mich Unvorsichtigen? Welches Wort ist dem Zaun meiner Zähne entflohen! Nun werden alle europamüden Leser und Leserinnen der „Monatsbände“ nächsten Sommer zum Brenner pilgern, der Postwirth wird „Dependenzen“ bauen müssen, ein Obdach wird kaum noch für unerschwingliches Geld zu bekommen sein, und bis auf die Zacken des Wolfendorns hinauf werden Promenadenwege führen, die von Füßen in lohgelben Schuhen und von Beinen in schwarzen, feuerrothen und himmelblauen Strümpfen wimmeln!

Dies Jahr, wie gesagt, wars noch gemüthlich, und gern hätte man ein Paar Wochen lang die köstliche Luft

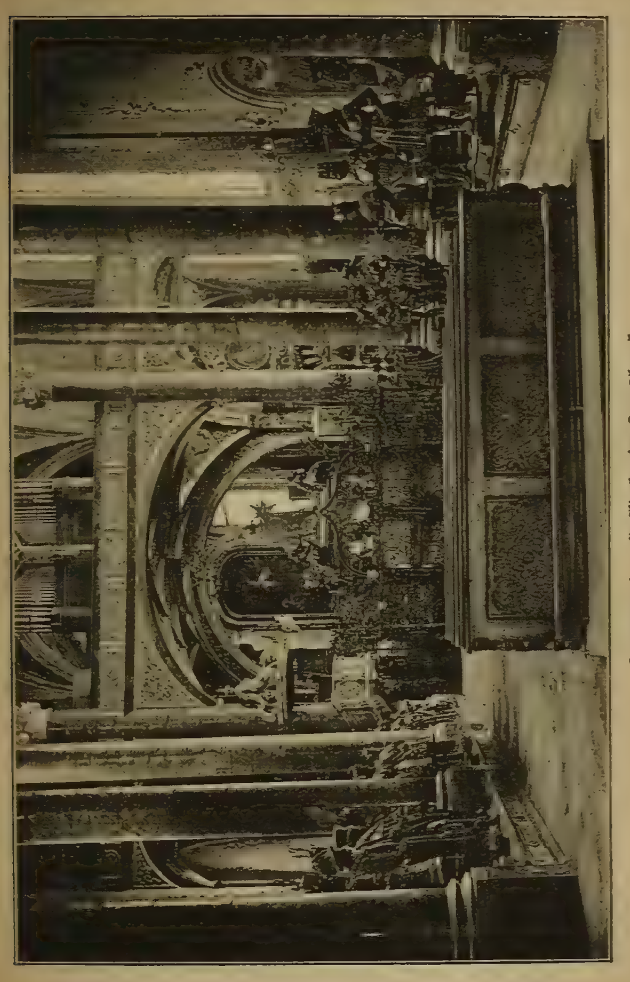
geathmet, aber der junge Eisack, der gerade vor unserm Schlafstubenfenster einen tollen Sprung aus schwindelnder Höhe wagt und dann lustig nach Welschland hinunterhüpft, erinnert uns an freiwillig übernommene Pflichten, Pflichten, die nicht allzu schwer zu erfüllen sind, denn welcher Deutsche wünschte sich im Sommer 1891 nicht von dem thränenreichen Anblick seines vaterländischen Himmels im sonnigen Süden ein wenig zu erholen? In Bozen spürt man den beginnenden Süden an den üppigen Weingärten, die bis in die Stadt hineinreichen, und an der verlockenden Fülle von Obst- und Südfrüchten auf dem Markte. Gebäude von hervorragendem architektonischem Werthe besitzt die Stadt nicht, wohl aber ist sie als Ganzes architektonisch interessant wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit in den Façaden der Bürgerhäuser; namentlich in der Laubengasse hat jedes



Katholisches Casino in Innsbruck.

Haus seinen eigenen Charakter. Um aber die Bozener nicht böse zu machen, müssen wir wenigstens das eine Gebäude nennen, auf das sie stolz sind, ihr Festhaus, das sie nach dem für eine Stadt von 11000 Einwohnern in der That auffällig prächtigen Hauptsaale den Bürgersaal nennen. Er bekundet zusammen mit den zahlreichen Vereinen den Wohlstand, den unterrichteten Geist und den regen Bürgersinn der Bewohner, über welches Capitel auch aus Innsbruck viel Löbliches zu berichten gewesen wäre.

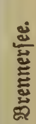
Geradezu von Genie zeugt der Einfall der Bozener, auf ihrem Johannesplatze Herrn Walther von der Vogelweide ein Denkmal zu setzen, und gerade so, wie es steht. Im Gegensatze zu dem kaiserlichen Prunkmonumente in Innsbruck haben sie die Aufgabe gelöst, wie man mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln die größte Wirkung erzielen und auf den Beschauer den gewaltigsten Eindruck machen könne. Gleichviel ob es sich beweisen läßt oder nicht, daß der ritterliche Sänger auf dem nahen Vogelweidhof bei Layen im Gröbner Thale geboren ist: einen Platz wie diesen hätte man in keiner andern deutschen Stadt für sein Denkmal gefunden. Sähe er sich rings von todten, kalten Steinmauern umschlossen, es würde ihm himmelangst, dem Sänger der Minne und des Maien, der echt deutsch sich wahres Glück und Herzenswonne nicht denken konnte ohne den grünen Wald und die beblumte Au. In keinem seiner Lieder hat er städtische Herrlichkeit, hat er Bauwerke, Burgen, Königschlösser, Dome besungen, aber nicht müde wird er, die Wonnen des Naturgenusses zu preisen. „Möget ihr schauen, was dem maien wunders ist beschert? Seht an pfaffen, seht an leien, wie daz allez vert (fährt). groz ist sin gewalt: ine (ich nicht) weiz ob er zouber(n) künne; swar (wo) er vert in siner wünne, da ist niemen (niemand) alt." Und die Jugend ruft er auf, sich am lustigen Schönheitswettstreit der Blumen zu ergötzen, zu tanzen, zu „lachen unde singen" auf grüner Au, denn „sit die vogele also



Inneres der Hofkirche in Innsbruck.

schone singent in ihr besten Done, tuon wir ouch also.“ Nein wahrhaftig, er würde aus dem Grabe Protest erheben, wollte man sein Standbild auf den staubigen Maximiliansplatz in München, oder in eine der engen Gassen des heiligen Köln, oder auf den Gendarmenmarkt in Berlin setzen! Sein Plätzchen hier in Bozen ist entzückend schön. Lugt man, vom Kornplatz herkommend, zwischen den Eckhäusern hindurch auf den Johannesplatz, so verschwinden die diesen auf der entgegengesetzten Seite einfassenden Häuser vollständig dem Blick des Beschauers, und man sieht nichts als den Walther auf seiner Säule an der grünen Berglehne; auf sie ist sein begeisterter Blick gerichtet und scheint sagen zu wollen, daß wir aufhören würden, Deutsche zu sein, wenn wir, die Art der Vorfahren gänzlich vergessend, die städtische Cultur zur Alleinherrscherin machen und ihr die Natur gänzlich opfern wollten. An Urgermanisches erinnert Bozen auch sonst noch. Jene Zacken, die man von der Brücke über den Talserbach aus hoch droben im Scheine der Abendsonne röthlich erglänzen sieht, bezeichnen die Stelle, wo der Zwergenkönig Laurin in seinem durch Zaubermacht verwahrten Rosengarten des Steierherzogs Töchterlein Sinilde gefangen hielt, bis Dietrich von Bern (Theodorich von Verona) und ihr Bruder Dietlieb sie befreiten. Den Rosengarten ließ der böse Zwerg, als er in die Gefangenschaft fortgeführt wurde, zur Felsenwildniß erstarren.

Von bösem Zauber zu träumen, lag der Volksphantasie nahe genug in diesen Thälern. Senkrecht und kahl steigen südlich von Bozen die Dolomiten auf, des unermüdlichen Weingärtners Fruchtacker einengend, seine Hütte mit Felsstürzen bedrohend, dem Verkehr schier unüberwindliche Hindernisse bereitend. Dolomit ward nach dem Geologen Dolomieu das aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia gemischte Gestein genannt, das sich zwischen Bozen und dem östlich gelegenen Thale des Avisio, dem Fassathale, findet. Weil aber die aus gewöhnlichem Kalkstein bestehenden Berge



Brennersee.

zu beiden Seiten der Etsch südlich von Bozen dieselbe bizarre Gestalt zeigen wie die echten Dolomiten, so pflegt man sie gleichfalls Dolomiten zu nennen. Die meisten sehen aus wie Festungsthürme mit daraufgesetzten mehrfach abgestuften oder ausgeschweiften Kuppeln; zuweilen scheinen ihrer zwei oder drei zu einem Berge zu verschmelzen. Vegetation kann sich nur auf schmalen Simsen halten, daher die kahlen hellgrauen Felswände mit grünen Querstreifen verziert erscheinen. Die Emsigkeit der Bewohner hat sich aber nicht damit begnügt, jedes Fleckchen Thalsohle, das die Felsen frei lassen, in einen Hesperidengarten zu verwandeln, mit Südfrüchten und vielgestaltigen Weinlauben zu schmücken, sondern wo immer ein Felsenvorsprung, eine Kuppe zugänglich gemacht werden konnte, da ist ein Schloß, ein Haus, ein Gärtchen, eine ganze kleine Colonie darauf angelegt worden! Wie angeklebt an die senkrechte Mauer sehen die Gebilde von Menschenhand aus, und namentlich auf dem Gardasee, dessen Berge derselben Classe angehören, zerbricht man sich den Kopf, auf welchem Wege wohl die Bewohner dieser Felsennester mit der Welt hinter der Bergwand in Verbindung stehen mögen, bis plötzlich ein artiges Marionettenspiel Aufschluß gibt. Wie Figürchen eines Puppentheaters sieht man die Oberkörper von Menschen, die Köpfe und die beladenen Rücken von Maulthieren auf einer schrägen Kante vorwärts rücken, und man weiß nun, daß diese Kante die Brustwehr eines in den Felsen gehauenen Saumpfades ist. Hie und da wird die Straße, die durch die Felsenwildniß hindurchführt, durch einen Trümmerhaufen versperrt, den neue Sprengungen oder alte Felsenstürze hingeschüttet haben. Durch einen solchen führt der Dampftramway von Mori nach Riva (am Gardasee), auf dem es sich übrigens gar lieblich fährt: wo immer die Lage den Anbau gestattet, hängen einem die Trauben zum Wagenfenstrr herein, und von den wunderlichsten Bergen — einer davon bildet im Profil ein auf die längere Kathete gestelltes rechtwinkliges

Dreieck — grüßen reizende Schlößchen herab. Den einen der Bergstürze, bei San Marco an der Bahn nach Verona, erwähnt Dante im 12. Gesange des Inferno Vers 4.

Aber lenken wir von dem steinigen Wege nach Welschland noch einmal um in eine Stadt, wo man es trefflich versteht, den Stein zum Schmuck des Lebens zu verwenden. Aus rothem Marmor bestehen in Trient die Säulen, Pfeiler und Pilaster der Kirchen, die Portale und Fensterverkleidungen der Paläste, die Tische des Zeitungsverkäufers und des Restaurateurs auf dem Bahnhofe, und selbst ein gewisser Ort, den man nicht gern nennt, ist innen mit Marmor überkleidet. Trient ist bekanntlich schon ganz italienisch; man sieht das auf der Stelle an den nach der Straße weit offenen Gewölben, in denen die Schuster, Klempner, Schlosser ihr Handwerk treiben, an den Gesichtern der Menschen und der Bauart der Häuser. Der Gesichtsschnitt der Welschtiroler gehört nicht gerade zur schönsten Abart des italienischen Typus; rein deutsch sind ja wohl auch die Nordtiroler nicht; sowohl die dunkle Farbe von Haar und Augen wie der Schnitt der Gesichter weisen auf Mischung mit keltischem und romanischem Blute. Aber die Mischung ist ungemein glücklich ausgefallen, die besten körperlichen und Gemüthseigenschaften der germanischen Race sind



Walther-Denkmal in Bozen.

unversehrt erhalten geblieben. In einem Stück scheinen die sonst so verschiedenen Deutsch- und Welschtiroler ein Herz und ein Sinn zu sein: in der Frömmigkeit. Tirol ist wohl die frömmste aller deutschen und österreichischen Landschaften. In Innsbruck die Heiligenbilder über den Gasthausbetten, in Bozen riesengroße Crucifixe im Hausflur des Hotels, in Trient zahlreiche fromme Beter in den Kirchen, überall auf den Straßen und Eisenbahnen bärtige Kapuziner, die ehrfurchtsvoll gegrüßt und wohl vom Bahnhofrestaurateur demüthig um die gütige Annahme eines Imbisses ersucht werden, beweisen die gleichmäßige Verbreitung dieser Eigenschaft über das ganze Land. Es wäre eine hübsche Aufgabe für den Völkerpsychologen, zu untersuchen, ob sich die Tiroler ihren Frohsinn durch ihre Frömmigkeit oder trotz ihrer Frömmigkeit bewahrt haben, oder ob beide Charakterzüge ohne inneren ursächlichen Zusammenhang neben einander gedeihen.

Unter den Häusern der alten ausgestorbenen Kaufmannsgeschlechter — Trient war bis ins 16. Jahrhundert eine ansehnliche Handelsstadt — herrscht der venetianische Palaststil vor. Sie sehen meist verfallen und fleckig aus; und ihre heutige Verwendung ist nicht durchweg aristokratischer Natur. Das hat Trient mit vielen der alten italienischen Städte gemein, daß der Zuschnitt seines architektonischen Kleides für die heutigen Verhältnisse zu großartig ist. In Trient gilt das jedoch nur von einzelnen Palazzi; im Ganzen macht die Stadt keineswegs den Eindruck einer verfallenden. Der Platz vor dem Bahnhofe mit seinen wohlgepflegten Anlagen und schmucken Gebäuden ist reizend, und die elektrische Straßenbeleuchtung bekundet einen Fortschrittseifer, an dem sich selbst aufstrebende Großstädte noch ein Beispiel nehmen könnten. Und da man hier, wie in Bozen, billig ißt, trinkt und wohnt, und die Umgegend so schön ist, wie überall in Tirol, so wäre ein längerer Aufenthalt nicht übel. Wir begnügen uns jedoch mit einem Blick auf die



Dom zu Trient.

Hauptmerkwürdigkeiten. Die allergrößte ist Santa Maria Maggiore, wo das tridentinische Concil seine Sitzungen abgehalten, dem Katholicismus seine heutige Gestalt gegeben und die Spaltung der abendländischen Kirche in zwei Confessionen besiegelt hat. An einer Wand des Presbyteriums stellt ein ästhetisch werthloses, aber durch die Menge der sorgfältig gezeichneten Köpfe — es sind ihre gegen 300 — die Mühe und geschickte Technik des Künstlers bekundendes Bild dar, wie die Concilsväter einer Rede des Jesuitengenerals zuhören. „Ich möchte wohl wissen,“ sagt der gottlose Goethe, „was er ihnen aufgebunden hat.“

Ein wunderschönes Bauwerk ist der Dom. Wer nicht bis nach Italien kommt, der mag sich an diesen zierlichen Arkaden, diesen reichen Perspectiven, diesen bis in die feinsten Einzelheiten sauber durchgearbeiteten Portalen einen Begriff bilden von der Eleganz und Heiterkeit italienischer

Bauweise. Einen nichts weniger als heitern Eindruck dagegen macht Buon Consiglio, das alte Felsenschloß der Fürstbischöfe und jetzige Castell mit seinen bombenfesten Mauern und spärlichen quadratischen Fenstern. Nicht immer mögen die Bürger der Ansicht gewesen sein, daß es lauter guter Rath sei, was ihnen von da droben bescheert wurde, namentlich nicht in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, als das stolze Geschlecht der Madruzzi mit seinen Sprößlingen den geistlichen Fürstenstuhl besetzte. Immerhin ist es hübsch von den gestrengen Herren, daß sie dem Volke so schöne Kirchen geschenkt haben, in denen sich nicht allein der fromme Beter, sondern an denen sich auch der weniger fromme Tourist erbaut. Nun noch ein Blick auf die Bergherrlichkeit hinter uns und weiter! Es würde schwer fallen, von dem lieben Tirol zu scheiden, wenn man nicht das mit Reizen andrer Art, an die Trients Kirchen schon mahnen, so reich geschmückte Italien vor sich wüßte.



Oel und Wasser.

Von Leopold Katscher.

I.

Jeder aufmerksame Zeitungsleser wird sich erinnern, in den letzten acht bis zehn Jahren da und dort Notizen über Versuche begegnet zu sein, die die Anwendung von Oel behufs Besänftigung hochgehender Meereswogen betrafen. Der Gegenstand ist so interessant und hochwichtig, daß man mir gewiß gern gestatten wird, die Ergebnisse meiner Beschäftigung mit demselben darzulegen, und ich glaube, durch meine Mittheilungen einigen praktischen Nutzen stiften zu

können, falls man ihnen in den für die deutsche und österreichisch-ungarische Schiffahrt maßgebenden Kreisen die wünschenswerthe Beachtung schenkt.

Es sind, wie gesagt, 8—10 Jahre her, seitdem die öffentliche Aufmerksamkeit häufiger auf die Bedeutung des Oels für die Milderung der Folgen von Meeresstürmen gelenkt wird. Die gedruckten Berichte über praktische Versuche zählen nach Tausenden, insbesondere was England und Nordamerika betrifft. Wenn dennoch die Anwendung des Oels noch keine allgemeine ist, so rührt dies von der Gleichgiltigkeit, der Trägheit, der Zweifelsucht her, die man allem neuen Guten oder guten Neuen entgegen zu bringen pflegt, solange man es nicht selber erprobt oder mit eigenen Augen mitangesehen hat. Freilich, wer eine Oelung stürmischer Wogen aus praktischer Erfahrung kennt, der ist für immer von der Nothwendigkeit überzeugt, die Gefahren der Schiffahrt durch Ausrüstung sämmtlicher Schiffe mit Oelungsvorrichtungen zu verringern.

Der Gedanke, das aufgeregte Meer zu ölen, ist keineswegs neu. Vielmehr kannte man ihn bereits im Alterthum und neuerlich wieder seit Jahrhunderten. Plinius, Plutarch und Aristoteles erwähnen die Sache; der Erstere spricht davon, daß die Taucher Oel in den Mund nahmen und „von Zeit zu Zeit etwas davon ausspritzten, um die Oberfläche des Wassers zu glätten und Lichtstrahlen unter dieselbe dringen zu lassen,“ — ein von den Mittelmeer-Tauchern noch heutzutage angewendetes Verfahren. Das Fischervolk pflegt, wenn es Fische spießt, Oel aufs Wasser zu gießen, um dieselben deutlich zu sehen; die schottischen und norwegischen Fischer pressen seit Jahrhunderten bei der Annäherung einer Sandbank oder beim Landen durch Brandung Fischlebern, bis das Oel heraussickert und werfen sie dann vor das Schiff hin. Die Lissaboner Fischerboote sind stets mit Oel versehen, das sie anwenden, wenn sie bei schlechtem Wetter die Felsenriffe des Tajo berühren.

Seit zwei Jahrhunderten benutzen die Walfischfahrer bei Stürmen Oel oder Thran, um sich die hochgehenden Wellen vom Halse zu halten.

Große Aufmerksamkeit widmete dem Gegenstande Benjamin Franklin. Er stellte viele Versuche an, schrieb die Ergebnisse nieder und gab eine ausführliche wissenschaftliche Erklärung der Ursachen der wunderthätigen Einwirkung des Oels auf das stürmische Meer. Diese auf der Natur der Wellen beruhenden Theorien sind noch heute allgemein als richtig anerkannt; sie hier wiederzugeben, würde uns zu sehr von unseren rein praktischen Zwecken ablenken. Wir wollen lieber anführen, was der nordamerikanische Schiffslieutenant A. B. Wickoff über die Art jener Einwirkung sagt: „Das Oel verwandelt die Sturmwelle in eine schwere Deining. Infolge seines specifischen Gewichts schwimmt es auf dem Wasser, verbreitet sich schnell auf demselben und bildet ein sehr dünnes Häutchen, dessen Zähigkeit und Klebrigkeit den Wind verhindert, es zu zerreißen, so daß der Sturm die Wogenmasse zwar beschleunigt vor sich her treiben kann, diese aber nur eine Deining bleibt, ohne zur Sturmwelle auszuarten. Der Vorgang ist durchaus kein chemischer, sondern lediglich ein mechanischer." Die Dicke des Häutchens ist so gering, daß sie nur durch einen Millionstelbruch ausgedrückt werden kann.

Die neueste Praxis ist so umfassend, daß man bereits alles Wünschenswerthe hinsichtlich der anzuwendenden Oelgattungen, Oelungsweisen u. s. w. festgestellt hat. Der bisherige Erfahrungsschatz genügt zur Belehrung über alle in Betracht kommenden Verhältnisse. In den Vereinigten Staaten z. B. haben 225 Capitäne über ihre Versuche an das hydrographische Amt berichtet. 155 von ihnen erwähnen die ihrerseits benutzten Oelarten; 48 bedienten sich des Lein-, 31 des Fisch-, 12 des Speck-, 10 des Nadelholz-, 8 des Colza-Oel, 6 des rohen Petroleums; 5 wendeten Firniß an, 3 Paraffin, 6 Walrath, 2 Olivenöl, 1 Kokosöl,

9 raffinirtes Petroleum, 2 Klauenfett, 1 Theeröl, 3 eine Mischung von Petroleum mit Fischthran, 5 eine solche von Petroleum mit Leinöl. Das Ergebniß war stets ein günstiges; nur das raffinirte Petroleum erwies sich in 5 von 7 Fällen als wirkungslos; die allerbesten Dienste leisteten die dicken und schweren Oele, welche jedoch bei großer Kälte, weil dem Gefrieren ausgesetzt, mit mineralischen Oelen gemischt werden sollten. Bezüglich der Menge des auf die Wogen zu gießenden oder tröpfelnden Oels sind die erforderlichen Opfer nicht groß. Der französische Vice-Admiral Cloue hat 200 Berichte geprüft; 30 davon gaben die verbrauchte Oelmenge an, u. zw.: 17 Schiffe, die den Sturm im Rücken hatten, je $2^1/_7$ Liter, 11 beiliegende je $3^1/_7$ und 2 Rettungsboote je $3^1/_5$ Liter pro Stunde, was einen ungefähren Stundendurchschnitt von $2^6/_{10}$ Liter ergibt.

Die Art und Weise des Oelungsverfahrens ist, wie aus den zahlreichen Berichten der Capitäne hervorgeht, eine sehr mannigfaltige. W. H. Beehler führt 101 Fälle an, in denen mit Werg gefüllte und mittels dicker Nadeln durchstochene Segeltuchsäcke mit Oel durchtränkt und an Stricken nachgeschleppt wurden, und 25 andere, in welchen man die Closetschalen mit Werg voll stopfte, so daß das auf dieses geschüttete Oel durch die Abzugröhren ins Meer tröpfelte. Auf drei Schiffen wurde das Oel einfach aus den Deckspeigaten gegossen, während man es auf drei anderen, die vor dem Winde segelten, langsam über Bord rinnen ließ. Im Sturme gelangten entkorkte, umgedrehte, volle Oelflaschen zweimal zur Anwendung und in fünf Fällen, wo es sich darum handelte, bei starker Brandung Boote landen zu lassen, wurden die entkorkten Flaschen einfach in die Brandung geworfen, u. z. ebenfalls mit gutem Erfolg. Im Januar 1885 wurde der auf dem Wege von New-York nach Antwerpen befindliche Dampfer W. von einem lange andauernden Sturm heimgesucht, der in einen Orkan ausartete. 36 Stunden hindurch war das Meer heftig gepeitscht und die Wogen

brachen sich an dem Hintertheil des Schiffes, obgleich dieses mit einer Geschwindigkeit von 11 Knoten vor dem Winde lief. Ab und zu bemerkte man, daß das Wasser hinten am Schiffe merwürdig glatt aussah, wie wenn es etwa von einem öligen Stoff bedeckt wäre. Nachforschungen ergaben denn auch, daß die im Kielraum arbeitenden Schlagpumpen öliges Wasser abfließen ließen und daß dieser Umstand von dem Rinnen einiger Fässer Schmieröl herrührte, welche im Schiffsraum lagen. Die Einwirkung des Oels erwies sich als eine magische. Man pumpte nun mit Absicht Oel ins Meer, welches an den betreffenden Stellen harmlos war, ringsumher aber fürchterlich tobte.

Beehler hat von rund 500 Fällen Kenntniß erlangt, in denen Oel derart angewendet wurde, daß man es in den verschiedensten Theilen des Schiffes aus Säcken, Kannen, Röhren oder Trögen langsam ins Meer fließen oder tropfen ließ. Unter den besonders günstigen Fällen, über die dem hydrographischen Amt der Vereinigten Staaten in neuerer Zeit berichtet worden ist, befinden sich 82 Dampfer, 21 Segelschiffe, 28 Barken, 6 Barkentinen, 11 Briggs und 20 Schooners; 28 von den betreffenden Capitänen erklärten, daß ohne die Anwendung von Oel ihre Fahrzeuge unbedingt zu Grunde gegangen sein würden.

Von hohem Nutzen erweist sich, nach zahlreichen Berichten zu schließen, die Oelung der See oft auch dort, wo es sich um die Rettung von Passagieren oder Mannschaften von Wracks handelt, denen sich die Boote anderer Schiffe im Sturm nicht nähern könnten, wenn nicht zur Glättung der Wogen Oel angewendet werden würde. Wir lassen nicht ohne Absicht einige Beispiele folgen. Die Ausführlichkeit, mit der wir aus den einschlägigen Berichten schöpfen, bezweckt, die besondere Wichtigkeit des Oels gerade für diesen Punkt — die Lebensrettung — darzuthun:

Im Januar 1885 wollte der Dampfer B. die Bemannung des sinkenden Segelschiffes K. retten und be-

merkte, daß trotz des Hochgehens der See das Wasser um das sinkende Fahrzeug herum ganz glatt war. Es stellte sich heraus, daß die Mannschaft des K. die Lachsbüchsen, die die Ladung bildeten, zum Theil erbrochen und das Conserviröl ins Meer geschüttet hatten. Hierdurch wurde es dem Boote des B. möglich, an den K. heranzukommen und die Mannschaft (26 Personen) zu bergen. — Die M. C. begegnete im December 1886 im Norden des Atlantischen Oceans während eines Sturmes dem sinkenden X., welches durch Zeichen andeutete, daß es kein brauchbares Boot mehr habe. Aber auch die M. C. hatte bereits alle ihre größeren Boote eingebüßt, ihre Schutzwehren waren weggefegt worden und sie besaß nur noch einen kleinen Kahn, der dem bewegten Meere in keiner Weise gewachsen war. Der Capitän wartete daher, beiliegend, eine Milderung des Sturmes ab; als jedoch dieser nach einigen weiteren Stunden nicht nachließ und die Nacht herannahte, wollte jener, um die Mannschaft des X. zu retten, es mit dem Oelen des Wassers versuchen. Da ein Theil der Ladung in Petroleum bestand, wurde dieses ins Meer gepumpt; allein das Schiff lief schneller als das Mineralöl und die Folge war, daß das letztere zwar das Wasser lufwärts glättete, aber die See leewärts nicht bedeckte. Nun schüttete man fünf Gallonen Fischthran zu den Speigaten hinaus und die Wirkung war eine zauberhafte: in zwanzig Minuten war die See um die Schiffe herum und zwischen denselben besänftigt, so daß der Kahn lufwärts gerudert und die Mannschaft gerettet werden konnte. Die Sturmwellen hatten einer Deining Platz gemacht, und obgleich der Kahn stark beladen war und das Meer außerhalb der geölten Fläche arg wüthete, kam kein Tropfen Wasser in das kleine Fahrzeug. — Mit 5300 Faß Paraffinöl beladen, wurde die norwegische Barke A. im September 1889 auf dem Wege von Perth Amboy nach Kopenhagen von einem Orkan überrascht. Der Clyde-Dampfer Y., der ihr zu Hilfe eilte und

in einer Entfernung von etwa 30 Metern beilegte, machte die Beobachtung, daß bei jedem Stoß, den die A. erhielt, einige Fässer der Ladung aus den Luken ins Meer stürzten, wodurch das Wasser ringsumher mit Oel bedeckt wurde. „Diese unfreiwillige Oelverschwendung," heißt es im Bericht des Dampfercapitäns, „ermöglichte die Rettung, denn die Boote des Y. konnten mit Leichtigkeit zur A. gelangen und die Mannschaft bergen; ohne das Oel wäre die Barke mitsammt den Booten des Dampfers längst zerschellt, ehe Hilfe hätte gebracht werden können." — Das britische Schiff S. gerieth im Juni 1885 in Brand und mußte (in einer Entfernung von 800 Seemeilen von den Seychelleninseln) verlassen werden. Die Mannschaft bestieg die Boote und machte sich auf den Weg nach dieser Inselgruppe. Am 3. Tag erhob sich ein Cyclon und Niemand glaubte, daß die Boote demselben widerstehen könnten. Glücklicherweise hatte man Oel mitgenommen; vor Anwendung desselben mußten die Insassen mit aller Macht gegen das Wasser ankämpfen, welches die Boote mehrmals füllte; nachher aber blieben sie vom Wasser verschont und bald konnten sie sich sogar schlafen legen. Mit Hilfe des Oels wichen die furchtbaren Sturmwellen einer Deining und die Boote erreichten ihren Bestimmungsort, während sie andernfalls mit Mann und Maus zu Grunde gegangen wären.

Auf hoher See bewährt sich das Oel weit besser als an der Küste, bezw. beim Landen in heftiger Brandung. Aber auch hier ist es noch von großem Nutzen, wie aus vielen Berichten von Schiffscapitänen und Hafenmeistern hervorgeht. Die größten Verdienste um die Erhöhung der Wirkung des Oels bei heftiger Bewegtheit der Wellen in Hafeneingängen hat sich der Engländer John Shields erworben, der einige einschlägige Erfindungen gemacht und auf eigene Kosten zahlreiche Versuche angestellt hat, deren einem der Verfasser dieses Artikels i. J. 1882 beiwohnte. Erst seit dem Beginn der Shields'schen Experimente wird der Oelungsfrage lebhaftere Aufmerksamkeit zugewendet.

Vor vielen Jahren hatte Shields zufällig die Einwirkung weniger Tropfen Oels auf die Oberfläche eines Teiches beobachtet. Daraufhin legte er auf den Grund eines Baches ölhaltende Röhren und studirte den Einfluß des Oels bei ruhigem und bei bewegtem Zustande des Wassers. Sodann warf er am Hafeneingang zu Peterborough vom Bord eines Schleppschiffes ölgefüllte, entkorkte Flaschen ins Meer und ermöglichte durch das Entstehen einer öligen Deining — an Stelle der furchtbaren Sturmwogen — das vorher unmögliche Einfahren der Schiffe. Dieser Erfolg spornte ihn an, seinen ersten Oelungsapparat für Hafeneingänge zu ersinnen und derselbe wurde auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung (London, 1883) preisgekrönt. Bald erfand Shields verbesserte Vorrichtungen, die in Aberdeen unter der Aufsicht des britischen Handelsministeriums während eines Sturmes von fast beispielloser Heftigkeit praktisch erprobt wurden (December 1882). Beehler schreibt hierüber: „Sowohl im Hafen als auch außerhalb desselben bildete die See eine brausende Masse von sturmgepeitschten Schaumwellen, welche zum Theil über den südlichen Damm rollten; sogar der 80 Fuß hohe Leuchtthurm war fast bis hinauf vollbespritzt. Um 10 Uhr Morgens wurden die Pumpen in Bewegung gesetzt und schon nach wenigen Schlägen zeigten sich glatte Stellen; bald entstand ein großes Stück öliger Fläche mit einer ruhigen Deining, die von der sie umgebenden wilden See abstach."

Wir unterlassen eine technische Detailschilderung der Shields'schen Apparate; es sei nur bemerkt, daß dieselben hauptsächlich aus Röhren, Handpumpen und Hähnen bestanden. Im Januar 1883 machte der Erfinder mit 1200 Fuß langen Röhren einen Versuch, am Eingang des Hafens von Peterborough während eines Sturmes, der so heftig war, daß das Signal „Einfahrt zu gefährlich" gegeben wurde; die Oelung hatte die Wirkung, daß mehrere Schiffe ein- oder ausfahren konnten. Nahezu 3000 Fuß lang

waren die Bleiröhren, welche Shields in Folkestone zur Anwendung brachte und die einen Durchmesser von $3^1/_8$ *cm* hatten. Jede Pumpe wurde von nur Einem Manne bedient und wenige Gallonen (1 Gallone = $5^1/_3$ Liter) Oel genügten zur schnellen Erzielung einer breiten, glatten Oelfläche, die dem Rettungsboot die sichere Durchfahrt gestattete, ohne daß ein Tropfen Wassers es erreicht hätte, obgleich die Rollwellen es arg schaukelten und das Meer außerhalb des öligen Streifens in stärkster Bewegung war. In Folkestone wurde auch mit einer Erfindung Gordon's des Mitarbeiters Shields', experimentirt; dieselbe besteht, in einer ölgefüllten Bombe, welche aus einem Mörser abgefeuert wird und mit einer Lunte in Verbindung gesetzt ist die beim Berühren des Wassers explodirt und das Oel über, das letztere verspritzt. Auch diese Vorrichtung bewährte sich vortrefflich.

Allein die Gordon'sche Bombe hat den Nachtheil, daß sie nur eine kleine Fläche ölt und daher leicht eine Verschwendung von Material bedingt. Diese Verschwendung tritt auch bei dem Shields'schen Röhrensystem leicht ein, welches überdies in der Anlage ziemlich kostspielig ist. Aus diesen Gründen kann auf eine allgemeine Anwendung der Erfindungen dieser beiden Genossen nicht gerechnet werden und die britische Regierung wie das Haus der Lords haben es denn auch abgelehnt, die Kosten umfassenderer Versuche zu bewilligen. Wir werden später sehen, daß neuestens einfache, billige und dabei praktischere Apparate ersonnen worden sind, ein Umstand, der die Oelungsfrage bald um viele Schritte vorwärts bringen dürfte.

II.

Die Thatsache, daß auf offener See das Oelen des Wassers während des Sturmes fast unter allen Umständen sich bewährt hat, wird durch zahlreiche Berichte erhärtet.

Es ist gleichgiltig, ob das Dampfschiff vor dem Winde läuft, ob der Anker ausgeworfen wurde und der Dampfer beigelegt hat oder sich in anderer Lage befindet, ob der Sturm ein Cyclon oder etwas anderes ist. Nur wenn der Dampfer mit dem Schnabel gegen die See läuft, scheint das Oel im Allgemeinen wirkungslos zu sein; unter den vielen Fällen, die Beehler geprüft hat, befinden sich blos zwei erfolgreiche Versuche. Die Erklärung ist eine naturgemäße: der Dampfer fährt nämlich fortwährend aus der Oelfläche heraus und vor dieselbe hin, kann also von derselben wenig Nutzen ziehen. Sonst aber sind alle Berichte darüber einig, daß „jedes Schiff Oel mit sich führen sollte", daß dieses „selbst in den allerärgsten Stürmen von größtem Werthe ist," daß „das Schiff ohne die Oelung höchst wahrscheinlich gesunken oder zerschellt worden sein würde" u. dgl. m. Die Beispiele sind so zahlreich, daß uns die Auswahl zu schwer fällt; wir führen daher keine an, abgesehen davon, daß wir fürchten müßten, eintönig zu werden. Infolge der günstigen Erfahrungen einiger Viehtransport-Dampfer haben einzelne hervorragende Seeversicherungs-Gesellschaften bereits die Vorschrift erlassen, daß alle Viehschiffe mit Oel und Oelungsvorrichtungen versehen sein müssen. Auch sonst ist das Mitführen von Oel schon mehrfach obligatorisch gemacht worden.

Aber nicht nur Dampfer, sondern auch Segelschiffe wenden Oel mit dem besten Erfolge an, u. zw. ist die Zahl der günstigen amtlichen Berichte kaum eine geringere. Auch hier hat man die Sache unter allen Verhältnissen und in allen Lagen erprobt. Ein einziges Beispiel wird genügen: Die britische Barke W. wurde am 21. Sept. 1886 im Golfstrom von einem so heftigen Wind überrascht, daß die Sturzwellen, wie es in dem Berichte des Kapitäns heißt, „hoch in die Luft schossen und im Niederfallen das Deck mit Wasser füllten." Der Capitän „hatte nie einen Versuch mit Oel gemacht, weil er nicht an dessen Wirksamkeit

glaubte", entschloß sich aber jetzt zu einem solchen. „Ein Segeltuchsack wurde mit einer Mischung von zwei Theilen Paraffin und einem Theil Farbenöl gefüllt und in die Closet-Schale gelegt, von wo der Inhalt durch die Röhren ins Meer tröpfelte." Bald hatte sich ein 30 Fuß langer Oelstreifen gebildet, „auf welchem die Barke, ohne weiter vom Wasser belästigt zu werden, dahinlief. Jede 4 Stunden wurden 3 Quarts (= 4 Liter) Oel verbraucht. Der starke Wind hielt 24 Stunden an, ohne daß die Fahrgeschwindigkeit unter 8 Knoten gesunken wäre. Obgleich die See fortwährend hoch ging, konnte keine Sturzwelle an Bord gelangen."

Eine Prüfung aller einschlägigen Berichte ergibt die folgenden unzweifelhaften Thatsachen:

1. Die Anwendung von Oel verringert die Gefahren des hochgehenden Meeres, indem das Oel Sturzseen in harmlose Deininge verwandelt.

2. Thierische und pflanzliche Oele sind am geeignetsten, während mineralische, namentlich raffinirte, nur dann anzuwenden sind, wenn keine anderen zu haben oder wenn es sich darum handelt, sie bei großer Kälte den sonst dem Gefrieren ausgesetzten thierischen oder pflanzlichen beizumengen.

3. Ein Verbrauch von nur $^1/_2$ bis $2^2/_3$ Liter pro Stunde hat häufig genügt, um Fahrzeuge, die sonst wahrscheinlich zu Grunde gegangen wären, vor Schaden zu bewahren; nur sehr selten ist mehr als 2—3 Liter nöthig.

4. Unmittelbar nach seiner Anwendung breitet sich das Oel in Gestalt eines äußerst dünnen, aber vollkommen widerstandsfähigen Häutchens über das Meerwasser aus.

5. Die Anwendung ist am wirksamsten, wenn man danach trachtet, daß das Oel sich lufwärts verbreitet und wenn die Vertheilung vom Vordertheile des Schiffes aus geschieht.

6. Oelsäcke und werggefüllte Vorrichtungen mit Röhren (Closetschalen 2c.) haben sich als sehr wirksam erwiesen.

7. Bei Dampfern und Segelschiffen, welche vor dem Wind laufen oder beigelegt haben, ferner beim Herablassen von Booten inmitten von Sturzseen, endlich bei Versuchen, die Mannschaft von Wracks in stark beladenen offenen Booten zu retten, hat sich die Oelung des Meeres unbedingt bewährt.

8. Dauernd anzubringende Vorrichtungen à la Shields haben in Hafeneingängen das sonst unmögliche Einfahren von Schiffen ermöglicht.

9. In Hafeneingängen fegen die Strömungen die Oelflächen leicht von ihren Plätzen weg, ehe die Schiffe den erwünschten Nutzen haben, wogegen auf offener See der letztere fraglos eintritt, in geringerem Maße auch bei Brandungen.

10. Die besten Ergebnisse werden erzielt, wenn man das Oel zu gleicher Zeit auf mehrere oder viele Stellen der zu glättenden Fläche anwendet, also in Häfen durch Pumpung aus ständigen Röhren, auf hoher See durch Träufeln aus einer Anzahl von an verschiedenen Punkten angebrachten Säcken oder dergl.

Nächst der Lehre, daß künftig alle Seefahrzeuge mit Oel und Oelungsvorrichtungen versehen sein sollten, ist aus diesen Erfahrungen die Lehre zu ziehen, daß, da die Verwendung großer Oelmengen nicht wirksamer wäre als die kleiner, sparsame Oelungsbehelfe benutzt werden sollten. Nun sind Oelsäcke, Closetröhren u. dgl. zwar keine sehr verschwenderischen Vorrichtungen, aber Beehler sagt mit Recht: „Die mit diesen Stegreifbehelfen erzielten Erfolge sind geeignet, zur Vernachlässigung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu führen, und wenn dann ein dringlicher Fall eintritt, so kann es leicht geschehen, daß aus Mangel an Zeit oder Material jene einfachen Anwendungsarten nicht in Gebrauch genommen werden können.“ Darum sind eigene, stets zur Verfügung stehende Vorrichtungen ebenso unentbehrlich wie etwa solche zu Zwecken des Feuerlöschwesens. Wie jedes

Schiff Wasserschläuche u. s. w. an Bord hat, müßte es auch Oel und Oelungsapparate lediglich zur Oelung des stürmischen Meeres mit sich führen.

Die Techniker haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, einschlägige Erfindungen zu machen, welche geeignet sind, die Verschwendung von Oel zu vermeiden und Billigkeit der Anlage mit Zweckdienlichkeit zu verbinden. So z. B. rühmt die Fachwelt dem Apparate des Franzosen Gaston Menier „Wohlfeilheit, Wirksamkeit und Anwendbarkeit an genau der richtigen Stelle und zu genau der beliebigen Zeit“ nach. „Die Ersparniß an Oel macht die Anlagekosten reichlich wett.“ Von einer andern Vorrichtung, derjenigen des amerikanischen Capitäns Townsend, bemerkt Beehler, sie sei „ein einfacher, wirksamer Oelvertheiler, billig, leicht, tragbar und von jedem Theile des Schiffes aus mittels Schlepptaus anwendbar.“ Diese beiden Erfindungen — oder angemessene Abänderungen derselben — dürften auf offener See für alle Fälle vollkommen genügen; uns auf eingehende technische Details einzulassen, wäre an dieser Stelle nicht am Platze.

Was nun die Häfen betrifft — und dasselbe gilt für Seegate —, so hat Beehler an Stelle der zwar vortrefflichen, aber allzutheuern Shields'schen Vorrichtungen eine Erfindung gemacht, welche das Princip des Townsend'schen Oelvertheilers auf die Klappbojen anwendet, die sich am Eingang von Häfen oder Seegaten befinden. Die Vortheile der Beehler'schen Idee sind: Wohlfeilheit, stete Bereitschaft, Anwendbarkeit auf jede beliebige Fläche. Werden die Bojen, wie das über Kurz oder Lang ja allgemein der Fall sein wird, elektrisch beleuchtet, so stellt sich die Sache noch billiger, denn dann lassen die Leitungsdrähte sich gleichzeitig für die Zwecke des Oelvertheilers benutzen. Der letztere erfordert kein Pumpen; es ist nichts anderes nöthig, als daß der Wächter auf dem Leuchtthurm oder Leuchtschiff, ohne von seiner sonstigen Beschäftigung abgelenkt zu werden, auf

einen Knopf drücke. Hinsichtlich kleiner Fahrzeuge — Fischerboote, Rettungsboote, Lootsenschiffe u. dgl. — wird sich wohl der Townsend'sche Apparat als das Beste empfehlen.

Die Oelungsfrage ist von so großer Wichtigkeit für das Leben der Seefahrer wie für die Interessen des Handels und des Versicherungswesens, daß wir — trotz unserer persönlichen Abneigung gegen die staatliche Einmischung — anrathen möchten, die Gesetzgebungen aller Schiffahrt treibenden Länder sollten es strafrechtlich ahndbar machen, wenn sich nach Eintritt eines Seeunfalls zeigt, daß Oel entweder nicht mitgeführt oder nicht angewendet worden ist. Das Gesetz sollte die Mitführung und den eventuellen Gebrauch von Oel und Oelungsapparaten ebenso obligatorisch machen, wie es das Vorhandensein und die Benutzung von Lebensrettungsgürteln, -flößen rc. vorgeschrieben hat. Auch müßten die Versicherungsgesellschaften die Anwendung des Oels dadurch fördern, daß sie für die mit einschlägigen Vorrichtungen versehenen Schiffe die Prämien herabsetzen. Dringend geboten wäre es auch, daß alle Lebensrettungsstationen mit Townsend'schen Projectilen ausgerüstet und daß alle Klappbojen an Hafeneingängen oder in Seegaten in elektrische Oelvertheiler à la Beehler verwandelt würden.

Mit dem Vorhandensein der nöthigen Einrichtungen allein ist — und wären sie noch so vorzüglich — nicht gedient; die Hauptsache bleibt immer, daß dieselben auch wirklich angewendet werden. Um die Trägen und Gleichgiltigen anzufeuern, sollten Vereine, Versicherungsfirmen, Regierungen rc. geeignete Broschüren, Flugschriften, Artikel u. dgl. drucken und gratis unter Seeleute vertheilen lassen; in denselben wäre auf die greifbare Praxis, auf Berichte über concrete Fälle das Hauptgewicht zu legen, denn das Beispiel pflegt viel wirksamer zu sein. Ganz besonders berufen, Aufklärung zu verbreiten, sind die Handelskammern, die Ministerien für Handel und Schiffahrt, sowie die Exportvereine. Und hinsichtlich der Personenschiffe liegt es in der Macht

der Passagiere, theils direct durch Vorstellungen bei den Capitänen, theils mittelbar durch Beeinflussung der Schiffahrtsgesellschaften auf dem Wege der Presse darauf hinzuwirken, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden. Der Einfluß der Presse ist übrigens ein so großer, daß er zur Herbeiführung einer allgemeinen praktischen Lösung der Oelungsfrage genügen würde, wenn sie sich des Gegenstandes annähme; hoffen wir, daß sie es thue!



Nachtigall und Sprosser.

Schilderung von Dr. Karl Ruß.

> Willst du nach den Nachtigallen fragen,
> Die mit seelenvoller Melodie
> Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
> Nur so lang' sie liebten, waren sie.
>
> Fr. Schiller.

Als den Inbegriff des herrlichsten Naturgenusses preisen die Dichter das Lied der Nachtigall im Frühling, und Philomelen's wonneschauernde Liebesklage in dem im duftigen Grün prangenden Hain erfüllt jedes empfängliche Menschenherz mit Entzücken. Darum gibt es auch wohl kaum einen andern Vogel, der so im schönsten Sinne des Wortes volksthümlich ist, wie unsere Sängerkönigin.

Trotzdem müssen wir fragen: wer ist Philomele, die gefeierte Sängerin denn eigentlich?

Der Vogelkundige belehrt uns, daß es zwei Vögel sind, welche der Volksmund gleicherweise wie der Dichter als Philomele lobpreist, nämlich die Nachtigall oder der Rothvogel, auch Berg- und Gartennachtigall genannt, einerseits und der Sprosser, die Hain- oder Aunachtigall, anderseits. Beide gleichen einander nicht blos im Aeußern und ganzen

Wesen, sondern auch im Gesange. Der Nichtkenner wird schwerlich zu unterscheiden vermögen, ob er im Westen und Norden eine Nachtigall oder im Osten und Süden einen Sprosser schlagen hört. Aber der Gesangskundige erkennt jeden von beiden schon am ersten Laut, selbst am Lockton, und schätzt sie in sehr verschiedener Weise.

Obwohl also die Nachtigall dem Namen und Gesange nach Jedermann, der Sprosser dagegen eigentlich nur den Kennern bekannt ist, gilt bei den letzteren dieser doch als der beiweitem hervorragendere Sänger. Gesangsliebhaber, welche volles Verständniß für das Vogellied haben und auch die feinsten Schattirungen des Gesanges der einzelnen Vögel sicher zu unterscheiden und zu schätzen wissen, sagen, daß die Nachtigall eine tüchtige und angenehme Sängerin sei, welche indessen eigentlich immer nur dieselben wundervollen Strophen, wenn auch in reicher Abwechselung, bringt, daß der Sprosser dagegen in seinem köstlichen Vortrag immerfort die größte Mannigfaltigkeit eigener Erfindungen hören läßt. So kann man behaupten, die Nachtigall sei eine hochbegabte Gesangskünstlerin, der Sprosser aber ein noch ungleich höherstehender Tondichter.

An die Vorstellung von der Nachtigall als die herrlichste Sängerin unserer Fluren knüpft sich im Volksleben zugleich das Bild eines ungemein schlichten, nichts weniger als bunt und prächtig, wohl aber angenehm gefärbten Vogels, und in der That, so tritt sie uns denn auch in Wirklichkeit entgegen. Sie ist am Oberkörper dunkel röthlichgrau, mit weißer Kehle, hellrostrothen Schwingen und Schwanz und düster grauweißem Unterkörper. Männchen und Weibchen erscheinen so übereinstimmend, daß sie kaum der hervorragendste Kenner sicher zu unterscheiden vermag und daß das einzige stichhältige Kennzeichen des ersteren eben nur der Gesang ist.

Fast noch schwieriger vermag der Laie den Sprosser zu erkennen und mit Bestimmtheit von der Nachtigall zu

unterscheiden. Der Kenner sagt nur, daß er etwas größer und dunkler gefärbt sei, eine muschelig oder wolkig gefleckte Oberbrust habe und daß in seinem ganzen Gefieder mehr das dunkle Grau als das hellere Röthlichgrau bis Rostroth zur Geltung komme. Außerdem aber sei er in der Gestalt, Haltung und am meisten im Gesange verschieden.

Die Nachtigall ist, wie ihre Beinamen besagen, mehr die Bewohnerin lichter Höhen, Gärten, Haine und des Vorholzes, fast ausschließlich aber von Laubgehölz; der Sprosser dagegen bewohnt die Niederungen, vornehmlich die weiten Weidendickichte längs der Ufer großer Ströme.

Die Verbreitung beider Arten läßt sich in Kürze nur dahin angeben, daß die Nachtigall fast über ganz Europa nördlich bis zur Mitte Schwedens verbreitet ist, während der Sprosser vornehmlich in fast allen Ländern Oesterreich-Ungarns, sowie in Schlesien und Pommern, auch in der Bukowina, selbst in Sachsen, Süddeutschland und in der Schweiz, in den drei letzteren Ländern jedoch nur einzeln, heimisch ist. Ganz genaue Scheidegrenzen sind noch nicht bekannt und lassen sich auch wohl überhaupt nicht aufstellen.

Im lieblichen Hain zwischen Gärten, Wiesen und Wasser, zumal an einem Bach oder kleinen Fluß siedeln sich zuweilen so viele Nachtigallpärchen an, daß im geringen Raum von wenigen Morgen wohl mehrere Nester unfern von einander stehen, zumal wenn hier und da dichtes, dorniges Gesträuch vorhanden ist. Noch zahlreicher nisten die Sprosserpärchen in den unabsehbar weiten Weidendickichten längs der Donau, Weichsel, Wolga u. a. m. Hier wie dort hat jedes Pärchen aber sein bestimmtes, abgegrenztes Wohngebiet, in welches kein anderes dringen darf.

Unsere Sängerfürstin — fassen wir nun beide nahe verwandten Arten unter diesem Begriff zusammen — ist nicht allein ihrer herrlichen Begabung, sondern auch ihrem ganzen Gebahren nach eine Künstlerin in vollem Sinne des Wortes;

und zwar ebensowohl in der Erscheinung als auch in jeder Bewegung trägt sie gleichsam einen Adel ihres Wesens zur Schau. Selbst der unbefangene Nichtkenner empfindet zweifellos den poetischen Hauch, welcher über ihrer Erscheinung, wie ihrem Gesang ruht.

Im gewöhnlichen Umgange, wenn ich dies menschliche Bild brauchen darf, zeigt die gefiederte Künstlerin etwas ungemein Zutrauliches, ja förmlich rührend Harmloses. Mit jeder Falle, selbst einer recht plumpen, sowie mit Schlingen, Leimruthen u. a. m. läßt sie sich unschwer überlisten, gleichsam als könne sie es gar nicht begreifen, daß Jemand ihr etwas zu Leide thun wolle. Auch das Nest erbaut sie fast immer in einer so förmlich vertrauensseligen und infolgedessen unvorsichtigen Weise, daß dasselbe leider nur zu häufig böswilligen Menschen, sowie den verschiedenen zahlreichen Raubthieren, welche ihrer Brut nachstellen, zur Beute fällt. Liebevolle Vogelfreunde bemühen sich daher, die Nachtigall vorzugsweise zu beschützen und, wo sie noch nicht vorhanden, im Lauf der Jahre infolge irgend welcher ungünstigen Einflüsse verschwunden ist, durch Züchtung und andere geeignete Maßnahmen wieder einzubürgern.

Wenn die Dichter schwärmen, vom Nest der Nachtigall im blüthenbedeckten Fliederhain und wenn wir Abbildungen sehen, auf denen dasselbe inmitten blühender Obstbaumzweige hängt — so entspricht diese poetische Auffassung keineswegs ganz der Wirklichkeit. Das Nachtigallnest steht vielmehr immer niedrig über dem Boden inmitten von Gestrüpp und Gras auf einem Haufen von trockenem Laub. Daher läßt der liebevolle Vogelschützer denn auch selbst im sorgfältig gehaltenen Schmuckgarten, Park oder Hain, hier und da inmitten des dichten Gebüsches einen Haufen falber Blätter liegen.

Wohl kaum bei einem andern Vogel sind alle Lebensäußerungen so genau erforscht worden, wie bei der Nachtigall. Dies liegt darin begründet, daß sie einerseits an günstigen

Orten uns noch überall umgibt, während sie andrerseits ja so ungemein harmlos ist und sich unschwer in der nächsten Nähe belauschen läßt.

Erst um die Mitte des Monats April kehren die Nachtigallmännchen einzeln aus der Winterherberge zurück und sogleich nach der Ankunft beginnen sie zu schlagen. Etwa vier bis acht Tage später kommen auch die Weibchen an, und nun befehden die Männchen einander, nicht blos thatsächlich mit Schnabel und Krallen, sondern auch durch Wettgesang. In diesem Sängerkrieg im wahren Sinne des Wortes verliert gar mancher von ihnen das Leben oder die Freiheit. Der Besiegte verstummt und trauert wohl den ganzen Sommer, wenn er nicht davonflüchtet und einen andern Wohnort aufsucht. Nicht wenige werden während der Kämpfe vom Fänger überlistet oder in ihrer Erregung von einem Raubthier erhascht.

Diese außerordentliche, wenn auch wohlerklärliche, so doch für den Laien überraschende gegenseitige Bekämpfung der Sänger von einer Art bei allen hervorragenden gefiederten Gesangskünstlern gehört zu den eigensten besonderen Eigenthümlichkeiten derselben. Fast denkt man unwillkürlich daran, daß in ähnlicher Weise Eifersucht, Neid und Feindschaft auch bei den menschlichen Künstlern leider nicht selten vorkommen. Aber bei den herrlichsten Sängern unter den Vögeln tritt uns diese häßliche Charaktereigenthümlichkeit doch ganz absonderlich hart und schroff entgegen. Zwei Nachtigallen in einem Zimmer suchen einander im eifrigsten Gesang zu überbieten, in welchem sie ihre Kräfte bis zum äußersten Maß anstrengen, so daß der eine der beiden Wettkämpfer wohl gar vor Ueberanstrengung vom Schlag gerührt todt von der Sitzstange herabfällt. Und in der Freiheit wird der Besiegte auch in grausamster Weise verfolgt. Das Wort vae victis kommt nirgends so grausig zur Geltung, wie beim Vogel, der seinem Gegner unterlegen ist; denn ihm wird das Leben unter keinen Umständen geschenkt — und



Nachtigall (im Vordergrund) und Sprosser.

darin steht der ideale Sänger, die Nachtigall nebst allen ihren Verwandten, ganz ebenso da, wie der Spatz, dessen schrilles, rauhes Geschrei unsern Abscheu erregt. Sie alle sind gar arge Raufbolde.

Unsern vor uns in der Mittelhöhe eines dicht belaubten Baums bewegt sich die Sängerin anmuthig und ruhig und in jeder Regung gewissermaßen bedächtig. Sie trägt die Flügel ein wenig gelüftet und hängend und ebenso den Schwanz tief herabhängend; dann hüpft sie hochbeinig auf der Erde in großen schnellen Sprüngen, bei jeder Erregung

den Schwanz emporschnellend und mit den Flügeln klappend. Im hurtigen und leichten Fluge huscht sie durch das dichteste Gebüsch, um dann weithin bogenlinig dahinzuschießen.

Ihre Nahrung besteht den ganzen Sommer hindurch aus Kerbthieren in allen deren Verwandlungsstufen, sowie aus allerlei Gewürm, und sie sucht dieselbe immer vorzugsweise auf der Erde; späterhin nimmt sie auch mancherlei Beeren.

Im dichten Gelaub vor uns hören wir den Lockton tak, tak und dann antwortend langgezogen wit-kar. Sei es sodann, daß das Männchen über unser Nahen verwundert und erregt oder über etwas anderes in Zorn gerathen ist, denn es läßt nun auch sein gellendes, entrüstetes zit, zit ertönen, und dann, vielleicht durch das Vorüberfliegen eines Raubvogels oder auch nur einer Krähe erschreckt, ruft es mehrmals rasch hinter einander in ganz anderer Tonart tak, tak — karr!

Nachmittags, etwa in der dritten Stunde, beginnt die Nachtigall zu singen, gegen Abend hin wird das Lied immer schmelzender und feuriger, bis zum Anbruch der tiefen Dunkelheit, und am herrlichsten erklingt es in mondheller Nacht, sowie auch in der Morgendämmerung. Eigentlich singt sie fast den ganzen Tag hindurch, meistens jedoch abgerissen und stockend, weil sie dann mit dem Futtersuchen beschäftigt ist. So währt ihr Gesang von der Ankunft bis etwa zum Johannistage (eigentlich bis zum Ende Juni) hin; während der Brutzeit ertönt es indessen bereits matter und weniger anhaltend. Nur sehr wenige Männchen singen auch noch im Juli und selbst bis in den August hinein.

Bald nach der Ankunft wird das Nest, wie schon erwähnt, auf oder dicht über dem Boden, am liebsten auf einer Grundlage von altem Eichenlaub, kunstlos aus Würzelchen, Halmen, Fasern, Gräserrispen gebaut und mit langen Haaren ausgerundet. Wo die Nachtigall sich aber von Feinden und Verfolgern bedroht weiß, bringt sie das Nest auch höher im dichten dornigen Gebüsch an. Vier bis höchstens

sechs, aschgrau-grünliche, gewöhnlich einfarbige, doch auch dunkler getüpfelte und gewölkte Eier bilden das Gelege, welches das Weibchen, nur in der Mittagstunde vom Männchen abgelöst, erbrütet, während die Jungen sodann von beiden Alten aufgefüttert und ernährt werden.

Gleich allen unseren gefiederten Sängern überhaupt hat auch die Nachtigall Feinde und Verfolger, während wir doch eigentlich meinen sollten, daß gerade sie die ersteren gar nicht haben könnte und die letzteren nicht haben dürfte. Aber, von der in Garten, Hain, Feld und Vorwald umherschleichenden Hauskatze, bis zum furchtbarsten Räuber und Mörder alles Kleingefieders, dem Sperber, von der pfiffigen, diebischen Elster bis zum nicht minder schädlichen Holzhäher, von dem die Bruten der Erdnister nur zu vielfach bedrohenden Pintscher oder anderm sich umhertreibenden kleinen Hunde bis zum Wiesel und selbst dem Igel, vom Eiersammler bis zum Hirtenbuben, bedrohen die Nachtigall nebst ihrer Brut leider nur zu viele Verderber. Liebevolle Vogelfreunde suchen sie möglichst thatkräftig zu hegen, indem sie durch Anpflanzung von dichtem Dornengesträuch, selbst durch Umhäufung des Nestes mit dornigen Zweigen oder Dornenkränzen um die Nistbäume, ja sogar durch eine Gittervorrichtung von Eisendraht*) die Brut zu beschirmen suchen. Auch züchtet man wohl gar Nachtigallen in großen Flugkäfigen, um sie dort wieder einzubürgern, wo sie ausgerottet worden oder überhaupt fehlten**).

Hochpoetisch, wie das ganze Leben des Vogels ist auch die Eigenthümlichkeit, welche der Dichter besingt. Wenn mit dem Heranwachsen der Jungen gleichsam der Lebenserwerb der Vogelfamilie immer schwieriger wird und das Männchen mit dem Weibchen zugleich sich immer mehr bemühen muß,

---

*) Schutzkorb für Nachtigallen u. a. Vogelnester von J. Schmölz in Pforzheim.

**) „Anleitung zur Züchtung und Ansiedlung von Nachtigallen" von Th. Koeppen. Zweite Auflage (Berlin 1886).

um das Futter für die Jungen zu beschaffen — dann erlahmt erklärlicherweise auch die Lust zum Gesange und dieser ertönt weniger feurig, wird leiser und abgerissener. Doch noch immer hören wir hin und wieder eine schmetternde Strophe oder einen jubelnden Ruf und am sternenhellen Abend auch noch ein zusammenhängendes, herrliches Lied. Dann aber, mit dem Anbruch der heißen Jahreszeit — der Volksmund sagt mit dem Johannistage — verstummt der eigentliche Vogelgesang fast plötzlich. Jetzt erfreut sich die Nachtigall nicht mehr des süßen Liebeslebens, welches sie zum Gesange begeistert — und mit dem ersterbenden Liebesliede entschwindet sie auch unserm Blick:

Nur so lang' sie liebten, waren sie.

Bald wandert die Nachtigallfamilie sodann, nachts ziehend, zur Ueberwinterung bis nach Afrika, doch nicht in ihrem thatsächlichen Verschwinden, sondern viel mehr in ihrem Verstummen liegt für den Naturfreund und insbesondere für den empfindsamen Naturschwärmer das bedeutungsvollste Zeichen des bevorstehenden Dahinschwindens der milden Jahreszeit und alles schönen Lebens und Daseins überhaupt.

Während Nachtigall und Sprosser in allen Eigenthümlichkeiten und Lebensgewohnheiten durchaus als übereinstimmend uns erscheinen, während sie in der Ankunft und dem kurzen Weilen bei uns, in der Ernährung, dem Brutverlauf und allem übrigen, bis auf den Aufenthalt, für den Blick des Nichtkenners und nicht durchaus scharfen Beobachters ganz und gar keine Abweichungen ergeben — da zeigt sich die Verschiedenheit im Gesang nun aber umsomehr bedeutungsvoll.

Einer der hervorragendsten unter unseren Kennern aller Käfig- und Stubenvögel, Herr Mathias Rausch in Wien, stellt den Gesang des Sprossers als das werthvollste unter allen Vogelliedern überhaupt hin. Nach seiner Behauptung bringt der Sprosser eigentlich erst Freude und

Leben in eine Gesellschaft von Stubenvögeln, unter denen die vorzüglichsten Sänger sich befinden. Solche begeisterten Liebhaber unterscheiden nun je nach der Herkunft die Sprosser als verschiedenwerthige Sänger. Da nennt man als Oertlichkeitsracen: Polnische, Russische (von Podolien, Wolhynien, der Wolga und dem Don), Siebenbürger, Bukowinaer, Ungarische, Serbische, Walachische, Galizische, Moldausprosser u. a. m. und unter diesen haben wir sodann, freilich je nach dem Geschmack des betreffenden Kenners, auch noch sehr von einander abweichende einzelne Gesangskünstler vor uns. Im Aeußern lassen sich die Vögel aller dieser Gesangsvarietäten natürlich nicht unterscheiden. Dagegen machen die Kenner auch noch Unterschiede nach den Aufenthaltsorten, bzgl. nach der Herkunft, und so sprechen sie von Auspressern, Eichenwaldsprossern und Weidensprossern, von denen die letzteren die besten sein sollen, während es aber unter ihnen allen einzelne ausgezeichnete Sänger gibt.

Die verschiedenen Gesangsweisen des Sprossers, sagt Rausch, bestehen theils aus mehr oder weniger deutlich ausgeprägten, der menschlichen Sprache förmlich entlehnten verschiedenen Rufen, welche von den Sprossern in der Regel je dreimal hintereinander zum Ausdruck gebracht werden, theils aus ein- bis dreisilbigen, ganz gleichen, sich drei- bis sechsmal wiederholenden, in Wortgebilden zusammengesetzten kürzeren oder längeren Absätzen, welche mit den ersteren durch zahlreiche flötenartige, leise und weiche, bald grobe, hohle und tiefe Tonschattirungen und Uebergänge in Verbindung kommen und zu einem kunstvollen Ganzen mit einander verwebt werden.

Alle diese Verschiedenartigkeit des Sprosserschlags läßt sich nun, wie gesagt, in menschlicher Sprache gut kennzeichnend wiedergeben, und von den Kennern werden die einzelnen Sprosser demgemäß unterschieden und benannt. So haben wir also David-, Brabant-, Judith-, Papst-, Kuhlik-, Bijawit- u. a. m. Sprosser.

Der Davidruf ertönt am häufigsten und schönsten bei den Polnischen und Russischen, seltener bei den Siebenbürger Sprossern. Läßt ein Davidsprosser noch ein „feines Glöckchen" (klingklingkling-klingklingkling) ertönen, so ist er besonders hochgeschätzt, und zwar hören wir auch dies bei den Polnischen, Russischen und Siebenbürger Sprossern. Den Judithruf haben vorzugsweise gleichfalls die Polnischen und Russischen, aber nur vereinzelt die Siebenbürger Sprosser. Der Papstruf kommt ziemlich häufig wiederum bei den Polnischen Sprossern vor, bijawit bei den Sprossern in der Gegend der Weichsel in Galizien. Den Kuhlikruf fand Rausch vorherrschend unter Polnischen und Russischen Sprossern, einzeln auch unter den Siebenbürgern und Walachischen Schlägern; bei diesen beiden letzteren auch den Ruf divol, divol, divol. Die Bukowinaer Sprosser haben den Ruf Klotild, und diese letzteren, sowie die Siebenbürger Sprosser lassen auch den Ruf Filip hören.

Müssen die Leser nun zugeben, daß sicherlich ein eigenartiger Reiz in dieser förmlich wissenschaftlichen Erforschung des Vogelgesanges liege, so haben wir damit doch schon eine Berechtigung der Vogelliebhaberei vor uns; aber diese vermag ich auch noch in vielfacher anderen Hinsicht nachzuweisen. Für viele Tausende von Menschen, welche infolge von Arbeit und Beruf nur gar wenig mit der freien Natur in Berührung kommen, bildet der Singvogel im Käfig, wie die Blumentöpfe vor dem Fenster, eigentlich das einzige Band, welches sie an die freie Natur fesselt. Und wie grausam und unberechtigt zugleich würde es sein, ihnen diese Naturgabe, diesen wahrlich geringsten Naturgenuß, rauben zu wollen!

Aber es gibt auch noch anderweitige Entschuldigungsgründe für die Stubenvogelliebhaberei. Obwohl der Sprosser eigentlich als ein zarter und weichlicher Vogel gelten darf, so hält er doch bei liebevoller und sachverständiger Pflege zugleich wohl zwei Jahrzehnte und noch länger im Käfig

gut aus — während sein Lebensziel in der Freiheit kaum weiter als fünf bis sechs Jahre währen dürfte. Im Käfig singt er von Weihnacht, zuweilen schon vom Anfang December, in seltenen Fällen sogar vom October bis zum Juli. Dazu kommt, daß, wiederum nach Rauschs Erfahrungen, jeder Sprosser um so herrlicher singt, je länger er sich in der verständnißvollen Pflege des Liebhabers befindet. „Er wird nicht nur stets neue Touren zusammenstellen, sondern auch immer größern Gesangseifer entwickeln." Und Rausch erzählt sogar von einem Sprosser, welcher nach sechs Jahren in bestmöglicher, sorgsamster Pflege 80 Touren schlug.

Sobald die linden Frühlingslüfte wehen und alle Thier-, wie auch die Menschenwelt, gleich der ganzen Mutter Erde, festlich zu schmücken sich beginnen und äußerlich und innerlich förmlich in Glut und Erregung gerathen, in jene Umwandlung ihres ganzen Wesens, welche wir im Menschen mit dem harmlosen und doch so bedeutungsvollen Wort Liebe bezeichnen — dann ist der Vogel ungleich stürmischer erregt und bewegt, als der liebende oder auch leidenschaftlich verliebte Mensch. Was unsere Dichter singen und unsere Romanschriftsteller schildern, was Tausenden ein ungelöstes Räthsel bleibt, auch wenn sie es tagtäglich an sich selbst erfahren: Das zeigt uns hier der Vogel in seiner seltsamen und doch so erklärbaren Leidenschaftlichkeit. Wie oft sagen kaltherzige Leute es dem Liebenden nach, daß er wie blind und toll in sein Verderben laufe; — Ihr aber, die Ihr's nicht begreifen könnt, Euch will ich's erklären, an einem Beispiel.

Da schmetterte der Sänger sein begeistertes, feurigstes Lied und in demselben vergaß er die ganze Welt rings um sich her und sich selber — und als er erwachte, da war er gefangen und zappelte kläglich am Leim. Und dann ergriff ihn der grausame Fänger und steckte ihn hartherzig in einen Beutel; ihn, das Kind des Lichts, stieß er in Finster-

niß und Verderben. So wurde der Vogel davongeschleppt, verborgen und versteckt aus Furcht vor den Wächtern des Gesetzes. Aber trotz aller Angst nnd Noth, trotz aller dieser Schmach, kam dennoch seine Begeisterung zum Ausbruch in einer klingenden Strophe, die er selbst in harter Noth und Elend — im Beutel des Fängers — ertönen ließ. Ja, du unempfänglicher, klügelnder Mensch, sag', wie kann der Vogel, der soeben gefangen ist und voll Angst und Todesfurcht hier zuckt und bebt, dennoch singen? Du vermagst es nimmermehr zu fassen — der Poet aber und der Naturfreund und vor allem der Liebende, sie wissen es wohl zu deuten.

Jene leidenschaftliche Erregung, die des Vogels Herz, ja sein ganzes Wesen durchzittert und durchschauert, sie ist so gewaltig, daß sie selbst zum Durchbruch kommt, mindestens in einzelnen jauchzenden Tönen, auch im tiefsten Leid und Weh. Und dies mächtige Gefühl, diese Liebe, die „die ganze Welt regiert", sie tritt uns nirgends so schön und groß, so begeisterungsvoll entgegen, wie bei unseren Gefiederten:

„Ich ging hinaus in den grünen Wald
Und wollte die Vögel fragen:
Sie konnten mit Stimmen mannigfalt
Von Nichts doch als Liebe mir sagen;
Die Nachtigall statt Aller sprach,
Aber ihr Singen war Nichts als ein Ach,
Das Ach war Nichts als Liebe."

Schach der Influenza.

Zeitgemäße Erörterungen von Ewald Paul.

Man höhnt unsere Zeit als diejenige der Nervenschwächlinge. Der Spott ist wohlfeil, indessen, wenn man sich die Geschichte etwas genauer ansieht, kommt man doch zu der Ueberzeugung, daß die Menschen der Gegenwart nicht blos Spott, sondern Mitleid und

vielleicht mehr von letzterem als ersterem verdienen. Die Heimsuchungen hageln dermalen nur so auf den armen „Herrn der Schöpfung“ nieder. Erst war es die Kriegsfurcht, welche die ohnehin durch sociale Kämpfe arg mitgenommenen Menschen auf's Aeußerste erregte, dann haben Eisenbahnunfälle, Bankbrüche, Wetterkatastrophen und ähnliche Schicksalsschläge die Gemüther erschüttert und — nun kommt auch noch die Influenza, unter lieblichem Titel ein grimmiger Büttel der geplagten Menschheit.

Influenza! Wie Musik klingt der Name und er bringt auch Musik, aber höchst unerwünschte, nämlich Husten und Schnupfen, Aechzen und Stöhnen. Kein Wunder, daß also die liebliche Influenza gründlich gefürchtet ist. Dennoch wird man sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß sie den Menschen jetzt öfter einen Besuch abstattet.

F. G. Vogel sagt in seinem „Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft“ II, 5. Cap.: „Während der letzten 400 Jahren hat man 18 Epidemieen von der Influenza bemerkt.“ Nun, wir sind schlimmer daran: wir haben in zwei Jahren deren zwei und die eigenthümliche Entwicklung, welche die Influenza in unseren Tagen angenommen hat, legt die Vermuthung nahe, daß selbige sich die Schattenseiten der Cultur und Gesittung zu Nutzen machen und die Menschheit öfter und gründlicher denn früher heimsuchen wolle.

Wir erkennen zuvörderst eine Ausgestaltung der Krankheit nach der nervösen Seite hin. Darin liegt in unseren Tagen unleugbar eine Gefahr, der man energisch zu begegnen hat. Glücklicherweise entbehren wir nicht der Mittel, um Krankheiten vom Schlage der Influenza vorzubeugen, beziehungsweise dieselben nicht allzuviel Terrain gewinnen zu lassen, Wir werden darauf im Nachfolgenden noch zu sprechen kommen und wollen uns vorläufig noch ein wenig mit dem Entwicklungsgange und den Erscheinungsformen der Influenza beschäftigen.

Die Bezeichnung Influenza stammt von dem lateinischen Wort „influere,“ welches soviel wie einfließen, beeinflussen bedeutet. Es mag damit das schnelle Eindrängen des Krankheitsstoffes in den Organismus im Gegensatz zu andern, langsam ausreifenden Krankheiten, aber auch die Abhängigkeit des Uebels von atmosphärischen Verhältnissen gemeint sein. In deutschen Landen ist diese Bezeichnung übrigens noch nicht allzulange gang und gäbe, sondern man nannte die Krankheit früher Grippe, welches Wort von dem französischen gripper, zu deutsch greifen herkommen soll. Die Krankheit ergreift ihre Opfer unversehens, daher also Grippe. In manchen Gegenden Deutschlands heißt man sie auch, weil sie eben wie ein Blitz aus heiterem Himmel erscheint, Blitzkatarrh. Andere Bezeichnungen sind: Russischer Katarrh, weil sie im großen, weiten Czarenreiche, begünstigt durch rauhes Klima, naturgemäß am meisten Ausbreitung fand; in welschen Landen Anguinaglia, Ladendo, Choqueluche Malum Castronis oder Mal del Castrone; in früheren Zeiten auch italienisches Fieber, Burtzel oder Genser, Schafhusten, spanischer Pips, Hühnerweh u. s. f.

Medicinalrath Dr. C. F. Fuchs sagt in seinem Werke „Die epidemischen Krankheiten in Europa:“

„Die Influenza erscheint im mittleren Europa in Folge der Nordostströmung; der kalte Winter disponirt zum Katarrh; wenn sich Feuchtigkeit mit der Nordströmung mischt, zum status nervosus; aus beiden entsteht die Influenza.“

Bergrath Crell, der sich mit dem Studium der Ausbreitung der Influenza längere Zeit beschäftigte, suchte die Ursache in einer Verderbniß der Luft, die durch die anhaltenden Ostwinde von einem Orte zum andern geführt werde. Jedenfalls begünstigt feuchtkalte Luft die Entwicklung der Krankheit und ebenso ist ein plötzlicher Umschwung der Witterung dem Zustandekommen, beziehungsweise der größeren Ausbreitung eines Uebels wie die Influenza vortheilhaft.

Je nachdem, welche Strömungen der Luft zur Herrschaft gelangen, zeigt sich die Influenza mehr oder weniger heftig. Intensive Kälte in entschiedener Richtung von Nordost nach Südwest vordringend, kennzeichnet bei starkem Ansteigen und Mangel an jedweder Unterbrechung durch Thauwetter den completen Sieg einer aus der Polargegend herstammenden Luftströmung.

Bricht nun ein kräftiger südlicher Luftstrom herein, so kann die Polarströmung schließlich nicht lange widerstehen und sie weicht ihm Schritt für Schritt. Den Sieg der letzteren konnte man im December 1891 deutlich beobachten. Ich selbst wurde um die Mitte des December des verflossenen Jahres, als ich mich nach Mitternacht auf die Straße begab, durch eine ausgesprochene Südwind-Richtung überrascht.

Das Vordringen solcher Luftströmungen veranschaulicht auch das Fortschreiten und die Verbreitung von Heimsuchungen wie die genannte, sowie deren Beschränkung und Begrenzung.

Das längere Anhalten einer mit Feuchtigkeit gesättigten kühlen Luftströmung — die durch den Kampf zwischen der Süd- und der Polar-Strömung geschaffen wird, gewissermaßen eine Mischung derselben darstellt — stellt die Bedingungen der Influenza — das Gefühl selbst verräth Einem das Krankmachende dieser in Herbst- oder Winterszeiten auftretenden, mit Wasserdampf geschwängerten Luft. Die meisten Menschen erklären offen, daß sie solche Atmosphäre höchst widerwärtig empfänden.

In Bezug auf die Natur und das Wesen der Krankheit tischte man früher die verschiedensten Hypothesen auf. Man schob dem Trinkwasser, der Flut des Meeres, ja, einem eigenen krankhaften Leben des Erdballs und daraus hervorgehender krankhafter Ausdünstung des letzteren, die sich der Luft mittheilen sollte, die Schuld in die Schuhe. Andere sahen als Ursachen ein Zuviel oder Zuwenig im

Elektricitätsgehalt der Atmosphäre an und wieder Andere fabelten vom Einfluß der Himmelskörper auf die Krankheit. In der Epidemie von 1782 sollte ein Insect die Ursache der Krankheit gewesen sein.

Der Forscher Most bezeichnet als Gelegenheitsursache der Grippe ein Zuviel an Sauerstoffgasen, welches, von der Kälte des Nordens geschaffen, über Europa hinströme und auf diese Weise (nachdem sich der Sauerstoff 20 Jahre angesammelt habe) die Epidemie veranlasse.

Die heutige Wissenschaft hält die Influenza als nicht direct von Mensch zu Mensch ansteckend, sondern sucht die Ursache in einem Miasma, einer kleinen Schädlichkeit, welche durch die Luft verbreitet, beziehungsweise vorbereitet wird. Ueber die Natur dieser Schädlichkeiten herrscht noch Dunkel. Einige Forscher reden allerdings von Bacillen, kleinen Lebewesen, die sie (so Letzerich) im Blut und (nach Dr. Seifert) im Nasenschleim und Speichel von Influenza-Kranken gefunden haben wollen. Bei Leuten, welche an anderen Katarrhen erkrankt waren, will man solche Bacillen nicht gefunden haben.

Unlängst erst haben Dr. Cazal, Baillard, Vincent, drei französische Forscher, solch' ein kleines Lebewesen entdeckt, das sich in Form von Doppelpunkten oder kleinen Kettchen präsentirt. Sie fanden es bei Leichen im Blut, in der Milz und den Lungen, sowie im Speichel Influenzakranker.

Der Schleier über diesem Geheimnisse ist, wie schon gesagt, noch zu lüften. Soviel steht aber von anderen ähnlichen Krankheiten her fest, daß nämlich, falls wirklich solch' kleine Lebewesen die Krankheit hervorrufen, denselben zu diesem Behufe erst ein entsprechender Nährboden — anders gesagt, ihnen günstige Körperverhältnisse geboten werden müssen. Ebensowenig wie der Bacillus der Tuberkulose, der Schwindsuchtspilz, entwickelt sich auch der Krankheitsstoff der Influenza in irgend einem beliebigen Menschen. Wenn auch bei beiden Krankheiten klimatische Einflüsse oft das

große Wort sprechen, so sehen wir dennoch an Millionen von Gesunden, daß diese Einflüsse zum Zustandekommen der Erkrankung nicht ausreichen. Wir wissen, daß der „Schwindsuchtspilz" sich nur in vernachlässigten Lungen entwickeln kann, während wohlgepflegte Athmungsorgane einer Schädigung durch ihn unzugänglich sind; ebenso wissen wir jetzt aber auch, daß das Influenza-Miasma oder der Influenza-Bacillus zu seiner Entwicklung in verschiedener Beziehung geschwächte Organismen, namentlich empfindliche, also schlecht gepflegte Schleimhäute, so vor Allem in den Athmungsorganen — braucht. Damit ist nicht gesagt, daß nur allgemein schwächliche Menschen der Influenza zum Opfer fallen; im Gegentheil, auch starke, muskelkräftige Leute erkranken an Influenza, sobald sie z. B. empfindliche Schleimhäute haben.

Der Influenza oder Grippe liegt ein acuter, d. h. fieberhaft auftretender Bronchialkatarrh zu Grunde. Unter Bronchialkatarrh verstehen wir eine mit Schleimabsonderung verbundene Entzündung der Schleimhäute, welche die feinen, Bronchien geheißenen, von der Luftröhre aus über die Lungen verästelten Gefäße auskleiden. Sind diese Schleimhäute durch reichliche Einathmung einer frischen Luft abgehärtet, so widerstehen sie dem „Influenza-Gift," sind sie durch warme Stubenluft verzärtelt, so entzünden sie sich leicht.

Daß Leute, die wenig im Freien verweilen, leichter an allen möglichen Kartarrhen erkranken als solche, welche sich viel in der frischen Luft herumtummeln, ist eine alte Erfahrung.

Die Symptome des Bronchialkatarrhs sind: häufiger Husten, der anfangs trocken und später mehr oder weniger mit Auswurf eines dünneren oder dickeren, eiterigen, schaumigen, groß- und kleinblasigen Schleimes von der verschiedensten Färbung verbunden ist; Beklemmung auf der Brust und bisweilen dumpfer, drückender oder brennender,

kitzelnder Schmerz unter dem Brustbein; unbestimmte Rasselgeräusche in der Brust (trockene oder feuchte; Schnurren, Brummen, Pfeifen, Zischen). Mit dem acuten Katarrh verbindet sich bei der Influenza häufig allgemeines, hohes Fieber oder er bedingt durch Reflex, Ueberstrahlung, Hustenkrämpfe als Keuchhusten. Bei Nichtbeachtung oder falscher Behandlung des Bronchialkatarrhs, zumal beim fortgesetzten Einathmen rauher, unreiner Luft oder bei sonstigem Angegriffensein des Organismus kann sich der Katarrh, was namentlich bei Kindern und älteren Leuten der Fall ist, bis in die feinsten Bronchien und Luftbläschen ausdehnen und auf diese Weise auch Pneumonie, Lungenentzündung nach sich ziehen. Es ist noch frisch in aller Gedächtniß, welch' schmerzlichen Verlust auf diesem Wege das erlauchte österreichische Kaiserhaus erfuhr, indem zuerst der Erzherzog Heinrich mit seiner Gemahlin und danach des ersteren älterer Bruder, Erzherzog Sigismund einer in Folge eines Influenza-Anfalles zur Entwicklung gekommenen Lungenentzündung erlagen.

Uebrigens gedeiht das Influenza-Gift leicht auch auf der Nasenschleimhaut empfindlicher Personen. Es ruft dann starken Schnupfen hervor und dieser gibt im Verein mit dem vorerwähnten Bronchialkatarrh das eigentliche Bild der epidemischen Grippe. Neben dieser vorwiegend katarrhalischen Form, zu der man auch diejenige rechnen kann, bei der Erbrechen und Durchfälle, katarrhalische Erkrankungen von Magen und Därmen vorkommen, hat man noch die vorwiegend rheumatische Form mit Gliederschmerzen, Kreuz- und Lendenschmerzen, in deren Gefolge sich ebenfalls allgemeines Fieber und meist Schweißneigung befindet und die bei Leuten von geringer Muskelthätigkeit, also schwachen Muskeln, besonders häufig ist, und schließlich die vorwiegend nervöse Form mit Schmerzanfällen in verschiedenen Nervengebieten, auch am Vorder- und Hinterkopf, mit Gesichtsschmerz, Aufregung, Trübsinn, Reizbarkeit und sogar Geistesstörung,

welch' letztere unter ungünstigen Verhältnissen sogar dauernd werden kann.

Alle diese Formen vermögen sich natürlich mehr oder weniger zu vermischen, in allen Fällen weisen sie aber daraufhin, daß nächst den Schleimhäuten der Athmungsorgane die Nerven und mit ihnen also ihre Central-Organe: Gehirn und Rückenmark Haupt-Angriffspunkte für das „Influenza-Gift" bilden. Schon zu Anfang dieser Betrachtungen gedachten wir der Thatsache, daß die Influenza dermalen eine gewisse Schwenkung nach der nervösen Seite zeige. Dr. med. Birnbaum gesteht im Jahrbuch der Naturwissenschaften für 1890 bis 1891 schon von der vorigen Influenza-Epidemie: „Das Bild, welches man sich von der Krankheit gemacht hatte, war ein unvollkommenes. Zu sehr wurde es beherrscht von der Vorstellung von katarrhalischen Erkrankungen der Luftwege. Um so mehr mußte man erstaunen über die häufigen Fälle, in welchen sich die Krankheit ohne jede katarrhalische Erscheinnng nur im Nervensystem oder im Blute abspielte."

Die Erklärung für das Anwachsen der nervösen Form in unseren Tagen liegt nicht weit ab. Der Lebenswandel, zu welchem Cultur und Gesittung dermalen einen großen Theil der Menschheit zwingen, erfordert ein starkes Maß von Nervenarbeit, welches bei ungenügendem Gegengewicht, d. h. bei mangelnder Fürsorge für Kräftigung und Erholung der Geistesorgane leicht zu einer Ueberreizung und folglich Schwächung der Nerven führt. Damit ist dann auch das Terrain für das Influenza-Gift frei, denn „geschwächte Organe bieten den Krankheitsstoffen Gelegenheit zur Entwicklung, gesunde, starke Organe hingegen stoßen dieselben ab."

Es ist hier nicht der Ort, von den Symptomen der nervösen Influenza ein Langes und Breites zu reden. Ihrer sind zu viele, als daß man sie hier aufzählen könnte. Eine allgemeine Nervenabspannung, Zittern, große Unruhe, Schlaflosigkeit, Schwindel und Ohnmachtsanfälle, auch leichte

vorübergehende Lähmungen, sowie Krämpfe sind außer den vorhin genannten ziemlich häufige Erscheinungsformen der nervösen Influenza.

Was nun die Mittel anbelangt, mit denen man der Influenza vorzubeugen hat, so sind dieselben einfach in jenen Bestrebungen zu suchen, welche auf eine Kräftigung und bessere Pflege der Nerven, der Athmungsorgane, des Verdauungsapparates, kurz, des ganzen Körpers abzielen. Zur Nervenstärkung dienen uns in erster Linie tägliche kühle, nicht kalte Ganzwaschungen, nebenbei öftere lauwarme Vollbäder (vielleicht einmal pro Woche) von 27° R. und 15 Minutendauer mit nachfolgender Einfettung des Körpers mittelst Lanolin und Vaseline, welche Fettmischung den Nerven außerordentlich wohlthut. Nach der Einfettung, die wenigstens ein Viertelstündchen am Körper bleiben muß, greift man zu nochmaliger lauer Abwaschung und darauf zu kühler Uebergießung.

Außerdem hat man für reichlichen Schlaf zu sorgen, der durch sanfte, trockene Abreibung des ganzen Körpers, namentlich des Rückens kurz vor dem Zubettgehen herbeigeführt werden kann. Eine strenge Diät, bei der reizende Speisen und Getränke möglichst beschränkt werden, vermag des Weiteren die Nerven aus ihrer Erschlaffung, respective Ueberreizung herauszubringen. Reichliche Bewegung in frischer Luft, Schlafen in wohldurchlüftetem Gemach, etwas Zimmerturnerei sorgen ebenfalls für das Wohlergehen der Nerven wie des ganzen Organismus.

Uebermaß und Mangel an Arbeit sind dem Körper gleich nachtheilig. Während das erstere die Nerven der Culturmenschen schädigt, bringt ungenügende Muskelthätigkeit deren Athmungsorgane und Därme — so bei der Influenza — in mancherlei Gefahren.

Eine bessere Pflege unserer Körperlichkeit ist geboten, wenn wir Heimsuchungen von der Art der Influenza aus dem Wege gehen wollen.

Ueber die erfolgreiche Behandlung der bereits ausgebrochenen Influenza lassen sich jetzt verschiedene Stimmen vernehmen. Die Erfahrungen, welche die Medicin bei der vorigen Seuche mit ihren neueren Präparaten: Antipyrin, Chinin etc. machte, sprachen nicht allzusehr zu Gunsten der letzteren. Dr. Schlegel in Tübingen verwirft diese Gifte ob ihrer lähmenden Einwirkung auf den Herzmuskel. Aerzte wie H. de Brun u. v. a., welche anfangs auch Natrum salicylicum als ein Mittel bezeichneten, welches gegen Influenza gute Dienste leiste, gestanden nachher, daß „wegen seiner Einwirkung auf das Herz oft von ihm Abstand genommen werden mußte“. Dr. Carageorgiades bemerkt: „Gastrische Uebel wurden stets durch strenge Diät, Mehlspeisen, sowie warme Milch in Verbindung mit Sodawasser gehoben.“

Besonders beachtenswerth in Bezug auf Heilung von Influenza sind aber die Ausführuugen des geschätzten und auf reiche praktische Erfahrungen sich stützenden Dr. med. Klenke-Mannhart in Dresden, mit denen wir unsere Abhandlung schließen wollen. Dr. Klenke sagt: „Grippe, Influenza, tritt gewöhnlich im Frühjahre und Herbst auf als fieberhafte Erkrankung der Schleimhäute mit schwerer Störung des Allgemeingefühls und Allgemeinbefindens, als: Mattigkeit, Kopfschmerz, Rückenschmerz, Gelenkschmerzen, Gemüthsverstimmung. Sehr oft tritt sie epidemisch auf, so daß auf einmal eine große Menge Menschen unter ähnlichen Symptomen erkrankt. Bei den Einen steht mehr der Schnupfen und quälender Husten im Vordergrunde, bei den Andern die Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Verstopfung und Durchfall, bei einer dritten Art ist die Hauptsache die schweren nervösen Störungen, die auch Gemüthsverstimmung bis zur Melancholie mit sich bringen. Bettruhe, Schwitzen und reizlose Kost sind die besten Mittel. Man beginnt bei der 1. Art mit einem Bettdampfbad von 1 bis 2 Stunden, hinterher laues Bad, läßt heiße Milch

trinken oder Citronensaft mit Wasser, macht Wadenpackungen und Hals- und Schulterumschläge, je nach der Fieberhöhe schnell gewechselt, oder zweistündlich.

Bei der zweiten Art sind Leibumschläge von 24° und laue Clystiere nöthig, nach der Entleerung ein kleines, kühles Bleibeclystier, Sitzbäder täglich von 24 bis 26°, 5—10 Minuten, als Nahrung Gersten- oder Haferschleim mit Aepfel- und Citronensaft, öfter einen Schluck frisches Wasser, Preiselbeersaft, Wachholdermus, 1 bis 2 Eßlöffel in eine Weinflasche Wasser, und davon weinglasweise. Alten Leuten ist ein Glas guter Wein erlaubt, Rothwein bei vorherrschendem Durchfall; Weißwein wenn mehr über Verstopfung geklagt wird.

Stehen die nervösen Beschwerden im Vordergrunde, so halte man sich an Waschungen des ganzen Körpers mit lauem Wasser oder ½ Essig ½ Wasser, tupfe die Nässe nur wenig ab und gehe wieder angekleidet im Zimmer umher, oder gehe in eine wollene Decke gewickelt zu Bett, nehme einen Tag ein Vollbad von 25°, den andern ein Sitzbad je 10 Minuten, hinterher kühle Abreibung. Man sorge stets für fleißige Erneuerung der Luft, am besten ist offenes Fenster.

Kühle Clystiere mildern die schweren Kopferscheinungen, ebenso sanftes Streichen des Halses und Leibes. Kräftige, vollsaftige Personen machen oft mit großem Erfolge beim Bemerken der ersten Symptome einen beschleunigten Spaziergang, so daß die Haut dünstet, dann rasch ins Bett und nachgeschwitzt! Bei den zahlreichen Erkrankungen des Ohres, wie sie nach Influenza vorkommen, muß man durch öfter wiederholtes Einziehen von 18° warmem Wasser in die Nase und sanftes Einspritzen ins Ohr und Mundbäder wirken; Halsmassage täglich veranstalten, auf die Gegend zwischen die Schulterblätter heiße Tücher legen, Leibumschläge, Fußdampfbäder, Clystiere machen."



Miscellen.

Neujahr in China. Bei den Chinesen ist der Neujahrstag ein bewegliches Fest und fällt meist in den Februar, oft in den März. Schon zehn bis zwölf Tage vorher werden alle officiellen Bureaux geschlossen und bleiben es einen ganzen Monat hindurch, während welcher Zeit die Beamten Festlichkeiten und Unterhaltungen veranstalten. Unmittelbar vor dem eigentlichen Neujahrstage werden die Feuerherde zu Ehren des Hausgottes gereinigt. Um Mitternacht, wenn das alte Jahr scheidet, wird ein wohlriechendes Bad genommen und die besten Gewänder werden angethan. Einige Familienmitglieder begeben sich an die möglichst glänzend erleuchteten Hausaltäre, um ihre Götzen anzubeten; andere besuchen die Tempel. Bis zur Morgendämmerung wechseln religiöse Uebungen mit dem Abbrennen von Raketen, Weihrauch und buntem Papier ab.

Bei Tagesanbruch beginnt der Austausch der Besuche und die Verzierung des Hauses; unter letzterer sind besonders weise Sprüche in Transparenten zu verstehen. Das betreffende Papier muß jene Farben haben, die dem Grade der Trauer der Familie entsprechen; also weiß, blau, rosa, scharlachroth. Trauert man gar nicht, so ist das Papier carmoisinroth. Das Aeußere der Häuser ist mit Blumen geschmückt. Allenthalben werden Feuerwerke abgebrannt; wohin man während jener vier Wochen kommt, gibt es Feuerwerke, zahllos und ohne Ende. Auch Geschenke spielen eine große Rolle. Geht man am Neujahrstage durch eine chinesische Stadt, so fühlt man sich wie nach London an einem Sonntage versetzt. Alle Läden sind geschlossen, die Straßenverkäufer verschwunden, sogar Fußgänger schwer zu entdecken. Selbst die sonst lustigsten Menschen tragen an diesem Tage ein höchst ernstes Gesicht zur Schau. Auch im Zimmer geht es ganz ruhig her. Nach dem Speisen werden theils ernste Spiele, theils Theatervorstellungen arrangirt. So lebt man drei Tage in derselben Ordnung fort.

Vierzehn Tage nach dem eigentlichen Neujahrstage findet das Laternenfest statt, welches äußerst gewissenhaft beobachtet wird und unbedingt die glänzendste Augenweide ist, die man in China haben kann. Jede, selbst die ärmlichste Wohnung wird da mit Laternen jeder Gestalt und Größe illuminirt. Dieser Laternencultus geht so weit, daß die Leute sich lange vorher in ihren Bedürfnissen einschränken, um für das Ersparte desto mehr und möglichst elegante Laternen kaufen zu können. Was man von der Größe einiger dieser Beleuchtungsmittel erzählt, grenzt an's Un-

glaubliche; man spricht von einer Laterne, die siebenundzwanzig Fuß im Durchmesser hatte und in der man speiste, schlief und tanzte. Der Effect der Laternen in Baum-, Felsen-, Thier- und Menschenformen in voller Beleuchtung ist feenhaft. Auch an diesem Tage mangelt es nicht an Feuerwerken. Ueber den Ursprung des Laternenfestes erzählt man: Als einst eines Mandarins Tochter ertrank, wären alle Bewohner des betreffenden Ortes mit Laternen auf die Suche ausgezogen; seither hätten sie, da sie den Mandarin liebten, alljährlich am Gedenktage ihre Laternen und andere Feuer angezündet, bis allmälig der ursprüngliche Zweck vergessen und jener Tag zum allgemeinen Feiertag gemacht worden sei. Daß dieser Erzählung ein uralter Mythus zu Grunde liegt, ist zweifellos. Wer übrigens in China am Jahresende seine Schulden nicht zahlt, dem wird das Leben sehr verbittert. Daraus erklärt sich, daß während der zwei letzten Wochen jedes Jahr die Zahl der Einbrüche und Ueberfälle rapid steigt. L. K.

Eine historische Parallele. — Unter dem Datum vom 31. December 1867 richtete Emile de Girardin gelegentlich der Veröffentlichung seiner Brochüre „Der Verurtheilte vom 6. März" ein Schreiben an den Generalprocurator Chabanazy de Manas, in welchem die Zustände Frankreichs, besonders der gesteigerte Militär-Etat, einer herben Kritik unterzogen wurden und das mit folgender historischer Betrachtung schließt: „Die Größe der Souveraine kann man unbedingt nach der Art und Weise ermessen, mit der sie Angriffen, gerechten uud ungerechten, zu begegnen pflegen. — Als Friedrich II. von Preußen die gegen ihn gerichtete Schmähschrift tiefer an der Mauer anbringen ließ, damit sie die Leute besser lesen konnten, und dabei sagte: „Ich und mein Volk haben ein Uebereinkommen getroffen, das uns Beide befriedigt; es sagt, was es denkt, und ich thue, was ich für gut finde!" — da erschien er groß. — Als Napeleon I., nachdem er Frau von Staël verbannt und ihre Schrift „Aus Deutschland" zu vernichten befohlen, am 20. September 1807 dem Baron August von Staël, der um die Gestattung der Rückkehr seiner Mutter bat, erwiderte: „Man macht nicht Politik, wenn man von der Moral, der Literatur, von Allem in der Welt spricht! Ihre Mutter hat Geist, vielleicht zu viel Geist, und das ist der Grund ihrer Widerspenstigkeit!" — indem also Napoleon in seinem ungeheuren Reiche nicht einmal den Tadel eines Weibes ertragen konnte, — da erschien er klein. — Welche dieser beiden, gänzlich verschiedenen Auffassungen ist die richtige? Der darüber Zweifel hegt, braucht nur auf die Geschichte verwiesen zu werden. König Friedrich II. starb auf seinem Throne und hinterließ Preußen größer, als er es übernommen. Napoleon I. starb im Exil, Frankreich viel kleiner hinterlassend,

als es vor ihm war. Dieser Doppellehre der Geschichte braucht keine Erläuterung hinzugefügt zu werden. — Emile de Girardin." — In nicht ganz drei Jahren nach diesem Briefe hätte Girardin seine Parallelle noch weiter ziehen können.

Die böhmische Königskrone, welche den böhmischen Königen im Prager Dome zu St. Veit aufs Haupt gesetzt wurde, rührt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, vom heiligen Wenzel, sondern von Karl I., als deutschem Kaiser dem IV., her. — In dieselbe wurden 48 Rubinen, 25 Smaragde, 21 Saphire und 20 Perlen, Alles von besonderer Größe, nebst einem in Saphir geschnittenen Kreuze eingefaßt, und Karl verordnete und befahl für ewige Zeiten: „daß die künftigen Könige von Böhmen mit keiner andern, als mit dieser Krone sollten gekrönt werden, und jeglicher König hätte die bemeldete Krone nach seiner Krönung drei Personen der Prager Kirche (des Domcapitels) in Verwahrung zu geben, und zwar dem Decan, Custos und Sakristan, die unter einem besonderen Eide stehen, und deren Jeglicher ein geborener Böhme sein müßte." — Es verdient bemerkt zu werden, daß die Krönung Karl I., des Gründers der Prager Hochschule und Schöpfers des goldenen Zeitalters in Böhmen, im Jahre 1349 am 7. September, mithin an demselben Tage geschah, an welchem im Jahre 1836 der Oheim Franz Josef I., Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich, als Ferdinand V. gekrönt wurde.

Neue Heizungsmethode. Schon seit mehreren Jahren wurde die Einrichtung getroffen, die Wärme vermittelst des Dampfes in die verschiedenen Wohnungen zu vertheilen. Seither versuchte man den Dampf durch heißes Wasser zu ersetzen. Eine solche Installation vermittelst eines Canalsystemes wurde in Boston eingerichtet. In einer Central-Station befinden sich mehrere Dampfkessel mit heißem Wasser. Durch die Pumpwerke wird das Wasser in die Hauptcanäle und in deren Verzweigungen, bis in die Häuser der Abonnenten hineingetrieben. Ist das Wasser erkaltet, so gelangt es durch ein anderes Röhrennetz zu der Station zurück, wo es neuerlich in die Dampfkessel eingeleitet wird. In Boston speciell ist diese Rückleitung so eingerichtet, daß das Wasser vermöge der eigenen Schwere in die Röhren zurückfließt. Die Röhren liegen in Gräben, deren Grund mit einer Betonlage ausgefüllt ist; in gewissen Zwischenräumen sind in dem Beton Stützen angebracht. Das Material, aus dem die Röhren gefertigt sind, ist gestreckter Stahl, der einem Drucke von 800 Atmosphären per Quadrat-Centimeter widerstehen kann und auf einen Druck von 266 Kilogramm erprobt ist; sie sind 6 Meter lang und mit einander verbunden. Zur Erhaltung der Wärme sind die Röhren mit einer Lage von gekrämpeltem Flachs umgeben und in ein

festes Gewebe von Amiant-Leinwand gefüllt, das durch eine Lage von Gips wasserdicht gemacht ist. Diese Wärmevertheilung durch heißes Wasser weist namhafte Vortheile gegenüber jener durch Dampf auf. In Boston ist dieselbe seit Ende 1887 eingeführt und functionirt zur vollen Befriedigung der Abonnenten.

Warum Kaiser Maximilian I. nicht in Innsbruck begraben liegt. Einer der Lieblingsgedanken des „letzten Ritters", wie man Kaiser Max I. bekanntlich nennt, war die Errichtung seines eigenen Grabmals. Er hatte zu dessen Aufnahme die prächtige Hofkirche zu Innsbruck, wo er so gerne weilte, ausersehen und schon im Jahre 1508 begann der Münchener Maler Gilg Sesselschreiber die einzelnen Bestandtheile dieses, im größten Maßstabe gedachten Denkmales für Bildschnitzer, Bildhauer und Gießer zu entwerfen. Als nun Max I. am 12. Jänner 1519 zu Wels starb, war dasselbe zwar nicht vollendet, jedoch so weit fertig, daß der Kaiser in Innsbruck hätte beigesetzt werden können, wenn er nicht die letztwillige Anordnung getroffen haben würde, in der St. Georgenkirche zu Wiener-Neustadt begraben zu werden. Und dies deshalb, weil er zu Innsbruck kurz vor seinem Tode die Kränkung erfahren hatte, daß die Wirthe dieser Stadt sein Hofgesinde nicht beherbergen wollten, dieweil der kaiserliche Säckelmeister bei ihnen noch von früher her angekreidet war.

Luxus im Alterthum. — In ähnlicher Weise wie heutzutage Akademien wissenschaftliche Preisaufgaben stellen, setzten 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung Perser und Griechen einen Preis auf ein neues Gericht. Darius soupirte täglich mit circa 15.000 Personen, so daß jede solche Mahlzeit 400 Talente (500.000 Thaler) kostete. Wenn Xerxes auf Reisen in einer Stadt zwei Mahlzeiten hielt, war dieselbe auf ein ganzes Jahr ausgehungert. Ein gewisser Pithius war indessen so reich, daß er 780.000 Mann von den Truppen des Xerxes auf seine eigenen Kosten bewirthete und dem König einmal anbot, die sämmtlichen Truppen fünf Monate lang zu ernähren. Die Geschichte sagt aber nicht, ob er dies gratis oder auf Credit thun wollte.

Kaunitz im Theater. Der bayerische König Ludwig II., der sich bekanntlich Lustspiele und Dramen vorführen ließ, bei denen er allein das Auditorium bildete, hat hierin einen Vorgänger im Fürsten Kaunitz gehabt. Als Leopold II. in Innsbruck mit der Tochter des spanischen Königs vermählt werden sollte, reiste der Fürst dorthin voraus, um zu sehen, ob Alles zu dem Feste bereit sei. Vor Allem nahm die Oper seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und er fragte Gluck darüber. Der Componist versicherte, daß alles, Sänger, Musiker und Decorationen, vollkommen wäre. „So lassen Sie mich die Oper sogleich hören," fiel der Fürst ein. „Ohne ein

Publicum?" fragte Gluck. „Herr Gluck," antwortete der Fürst, „die Qualität vertritt wohl die Quantität; ich allein bin auch ein Publicum." Man erfüllte seinen Wunsch, und er hörte und sah die Oper ganz allein.

Aerztliche Taxation. Als der berühmte Arzt Peter Frank im Sterben lag und sieben bis acht Aerzte theilnehmend um ihn herumstanden, um ihn durch ganze Ladungen von Arzneien zu retten, redete er sie in seiner bekannten humoristischen Weise an: „Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihr eifriges Bestreben, mein Leben noch zu erhalten; Sie haben gewiß Alle das Beste gewollt. Aber ich will Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen: „In der Schlacht bei Fontenay wurde ein französischer Grenadier von sieben bis acht Kugeln zugleich getroffen; er hielt sich noch einige Minuten lang aufrecht, und als er fiel, rief er seufzend: „Wozu eine solche Menge von Kugeln, um einen einzigen Menschen zu tödten?"

Gegen Kaffee und Chocolade. Der Landgraf Friedrich der Zweite von Hessen erließ im Jahre 1774 eine sonderbare Verordnung gegen das Kaffee- nnd Chocoladetrinken. Denunzianten erhielten von einem Bauern, der dieses „Verbrechens" überführt wurde, einen Thaler, von einem Livreebedienten und Bürger fünf Thaler, von höher gestellten Personen zehn Thaler Anzeigegebühr. Der Fürstbischof von Paderborn erließ sieben Jahre später ein ähnliches Edict, aber mit üblem Erfolge; denn es entstand in Paderborn ein solcher Aufruhr, daß die Armee mobil gemacht werden mußte. Dem Kanzler, den man für den Urheber dieser Verordnung hielt, in der man den Kaffeegenuß für ein Reservatrecht des Adels erklärt hatte, setzte man seinen Keller unter Wasser, und dem Buchdrucker, der das Gesetz gedruckt hatte, demolirte man das Haus. Sonst verlief die Rebellion sehr unblutig; als die Soldaten anrückten, wurden sie von den Bürgern mit den Weisen frommer Lieder empfangen, und das entwaffnete die Krieger. Es kam bald zu einer Versöhnung, da der Fürstbischof die Verordnung zurücknahm.

Die Zimmerbeleuchtung war noch zur Zeit Carls V. sehr übel bestellt! Damals stellte man noch kein Licht auf den Tisch, und in dem Palast des Grafen von Foix, des prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit, standen einige Bediente um die Tafel, deren jeder zwei Talglichter in den Händen hielt. — Unter Ludwig XIV. erschien der Gedanke, zur Erleuchtung der Straßen Laternen mit Talglichtern aufzustellen, so außerordentlich, daß man eine Denkmünze auf dieses Ereigniß prägen ließ.

Der englische Dichter Fletcher war ein einfacher, anspruchsloser Charakter und hegte eine besondere Vorliebe für die Kunstgärtnerei, die er selbst auf seinem kleinen Landgute ausübte.

Als er eines Tages in schlichtem Kittel am Zaune seines Gartens beschäftigt war, kamen einige Studenten zu Pferde vorüber, die sich mit dem überaus simpel aussehenden Manne einen Spaß erlauben wollten. „Hört, guter Freund," rief der Eine lachend, „was gebt Ihr uns, wenn wir Euch beweisen, daß Ihr ein Krautstengel seid?" — „Darauf gebe ich nichts," erwiderte der Dichter gleichmüthig, „ich aber will Euch beweisen, daß Eure Sättel Maulesel sind." — „Ei, ja, so laßt hören!" — „Nun, meine Herren, was zwischen einem Pferde und einem Esel ist, ist ja doch nichts als ein Maulesel?!"

Merkwürdige Steuern. Unter dem ersten preußischen König gab es eine Perrückensteuer und gleichzeitig in Frankreich eine Fontangensteuer; diejenigen Damen, die den damals üblichen Kopfputz, eine Fontange, trugen, hatten dafür über einen Thaler jährlich zu entrichten. In Köln und Lüttich gab es eine Fenstersteuer und in mehreren deutschen Ländern eine Jungfernsteuer: jede Jungfrau, die das zwanzigste Jahr erreicht hatte, und der es noch nicht gelungen war, unter die Haube zu kommen, mußte bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahre einen Thaler jährlich erlegen. In Koburg bestand dafür lange Jahre eine Hagestolzen- oder Junggesellensteuer, die erst in diesem Jahrhundert in Wegfall gekommen ist. Die Prinzessinnensteuer, die heute noch in Lippe üblich ist, trug im dreizehnten Jahrhundert in Mecklenburg über 20.000 Thaler ein. Ein Reichsgraf hatte im vorigen Jahrhundert das Unglück, sein Bein zu brechen; bei diesem Anlaß erhob er eine Beinbruchsteuer, die bestehen blieb, nachdem das kranke Bein längst geheilt war. Der Geschichtsschreiber Vehse, dem wir die Verantwortlichkeit dafür überlassen, erzählt auch von einer landesväterlichen Gesundheitssteuer: jeder Bauer im Reußischen mußte viermal im Jahre zwei Loth Sedlitzer Salz einnehmen und sich mit der Bescheinigung hierüber bei seinem Ortsschulzen legitimiren. Der Ertrag der Heiratserlaubnißscheine in Bayern belief sich um 1750 auf mehr denn 150.000 Gulden.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

